Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. Mai 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 22

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 30 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12435
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Strafvollzug und Schutzaufsicht

Wie oft lesen wir in den Tagesblättern Berichte über Gerichtsverhandlungen und die wohlverdienten Strafen, die über die Rechtsbrecher verhängt werden. Es entspricht unserem Rechtsempfinden, daß der Uebeltäter bestraft wird. Die Strafe dient als Mittel zur Verbrechensbekämpfung und sie soll ihrem Zwecke entsprechend vollzogen werden. Das eidgenössische Strafgesetzbuch hat daher einheitliche Bestimmungen über den Strafvollzug aufgestellt. Bis zum Jahre 1942 galten die voneinander sehr verschiedenen kantonalen Gesetze. Der Strafvollzug bleibt im Prinzip auch weiterhin den Kantonen belassen, bestimmte Normen, wie die Trennung der verschiedenen Anstaltsinsassen, müssen jedoch von allen Kantonen berücksichtigt werden. Den Kantonen ist eine Frist von 20 Jahren zur Anpassung ihrer Anstalten an die eidgenössischen Gesetzesbestimmungen gesetzt. Diese Frist ist nicht zu lange bemessen, denn es ist zu bedenken, daß für die Anpassung in vielen Fällen Veränderungen an den bestehenden Anstalten oder sogar Neubauten notwendig sind.

Die Art, wie die Strafe vollzogen wird, kann ausschlaggebend sein für das Verhalten des Sträflings nach Abbüßung der Strafe, also für sein Verhalten in der Freiheit. Er soll darauf vorbereitet werden, wieder ein nützliches Glied in der Kette zu sein. Hier mitzuhelfen, das ist der Zweck des schweizerischen Vereins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht, der am 19. und 20. Mai in Bern seine 43. Generalversammlung abgehalten hat. Der Präsident, Direktor Thut, konnte im Saal des Konservatoriums über 200 Teilnehmer begrüßen. Darunter befanden sich Vertreter des Bundes, des Kantons, der Universitäten und der Gerichte. Dr. Kuhn, Chef der Justizabteilung des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, wurde neu in den Zentralvorstand gewählt, an Stelle von Dr. h. c. Stämpfli, dessen jahrelange vorbildliche Mitarbeit mit der Ehrenmitgliedschaft belohnt wurde. Als weiteres Ehrenmitglied wurde der bernische Regierungspräsident Seematter ernannt, der sich um die Ausbildung des Anstaltspersonals sehr verdient gemacht hat. An dem den Konferenzteilnehmern von der bernischen Regierung dargebotenen Bankett hörte man interessante Referate. So interessierte das Problem des „Pensionärsystem". Ein Austausch der Sträflinge unter den Kantonen sollte in der Weise organisiert werden, daß in den verschiedenen Anstalten nur noch je eine Gefangenenkategorie untergebracht werden müßte. Schwerverbrecher sollen mit andern Sträflingen nicht in Berührung kommen. Es sind vier Regionen (Ostschweiz, Zentralschweiz, Nordwestschweiz und Westschweiz) vorgesehen. Innerhalb dieser Regionen sollen sich die vom eidgenössischen Strafgesetz vorgeschriebenen Anstaltstypen vorfinden. Je nach der Art des Deliktes bzw. der Strafe würden dann die Verurteilten in eine der Anstalten der betreffenden Region verbracht, daher „Pensionärsystem". Die Strafe müßte also nicht unbedingt in dem Kanton, in welchem das Urteil gefällt wurde, vollzogen werden. Es herrscht in dieser Beziehung heute schon eine erfreuliche Zusammenarbeit unter den Kantonen.

Den Teilnehmern an der erwähnten Generalversammlung wurde Gelegenheit geboten, die verschiedenen bernischen Anstalten zu besuchen. Mit großem Interesse wurden die gut eingerichteten Werkstätten angeschaut, in welchen die Sträflinge sogar ein Handwerk erlernen können. Der Sträfling soll in den Stand gesetzt werden, in der Freiheit seinen Unterhalt zu erwerben.

Unter bestimmten Voraussetzungen wird der entlassene Sträfling unter Schutzaufsicht gestellt. Diese Schutzaufsicht ist von den Kantonen einzurichten. Sie kann freiwilligen Vereinigungen (Verein für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht) übertragen werden, nie aber darf sie durch Polizeiorgane ausgeübt werden. Der Schutzaufsicht liegen folgende Aufgaben ob: Unterstützung der ihr Unterstellten mit Rat und Tat, namentlich durch Beschaffung von Unterkunft und Arbeitsgelegenheit, um ihnen zu einem ehrlichen Fortkommen zu verhelfen; Beaufsichtigung der ihr Unterstellten in einer unauffälligen, ihr Fortkommen nicht erschwerenden Weise. Diese Aufgaben können nur durch Liebe zum Mitmenschen und mit Taktgefühl richtig gelöst werden. Jeder Mensch kann in die Lage kommen, hier mitzuhelfen! —chi—

Mit dem Volksdienst ins Grüne

El. St. Das war wirklich eine Fahrt ins Grüne, obwohl das Grüne nicht die Hauptsache daran war. Aber es ging auch nicht ins Blaue, denn wie alles, was der Schweizer Verband Volksdienst unternimmt und organisiert, war diese ganztägige Pressefahrt am 13. Mai sehr sorgfältig vorbereitet. Frau Dr. h. c. Else Züblin, die Gründerin und Leiterin des Verbandes hatte Vertreter der Zürcherpresse zu einer Besichtigung einiger ihrer Betriebe eingeladen, womit nicht nur die prächtige Organisation derselben, sondern auch die Fürsorge demonstriert wurde, welche unsere Industrie für ihre Arbeitnehmer eingeführt hat.

Im Studentenheim Zürich, dem größten und lebhaftesten Betrieb des S. V. war Sammlung und von da Weiterfahrt nach Dübendorf, wo das Wohlfahrtshaus der Zigaretten-Fabrik Memphis sich als ebenso rationell wie geschmackvoll ausgestaltet präsentierte. Auch hier, wie in allen Betrieben des S. V. B. erfreut die heimelige und wohnliche Atmosphäre des Ganzen des Besuchers Auge und Herz: Kleinere Tischgruppen, Blumen in geschmackvoller Anordnung und ein gewisses „frauliches Etwas", das die ständigen Benützer der Räume für kurze Zeit die Umgebung oft düsterer Fabrikräume vergessen läßt.

In Winterthur besuchte man die Speiseanstalt der S. B. B. am Bahnhof, wo ständig ein Ein und Aus herrscht, wie in einem Bienenhaus, dem Arbeitsbetrieb unserer „Bähnler" entsprechend. Jede „Betriebsabteilung" der Zunft hat ihren eigenen Raum, Kleider-Kästen, Aufbewahrungsschränke, Trockenräume usw. stehen zur Verfügung. Der Eßbetrieb ist beweglich, und unregelmäßig wie der Tageslauf der Eisenbahner, schön sind die Bade- und Wascheinrichtungen, freundlich die hellen Eßräume, die auf kurze Stunden den „schwarzen" Tageslauf unterbrechen.

Nach dieser kohligen (trotz Elektrizität!) Umgebung eines großen Bahnhofes beglückte die Weiterfahrt durch's Grüne. O Gott, wie schön ist unser kleines Land, wie sauber und gepflegt die Dörfer und Städtchen, jedes einzelne Heimwesen; welcher Reichtum, welche Geborgenheit in Pflicht und treuer Arbeit liegt auf allem, und welcher unglaubliche Fleiß wird einem bei einer solchen Fahrt bewußt!

In der Maschinenfabrik Bühler in Uzwil wurde in einem musterhaften Großbetrieb die Geburtsstätte, Wiege und Versuchsstation des S. V. vorgestellt. Als es darum ging, nach dem letzten Weltkrieg die mit der Institution der so segensreichen Soldatenstuben gemachten Erfahrungen auszunützen und für die Industrie nutzbar zu machen, war der verstorbene Chef der Firma, Herr Adolf Bühler, der erste, welcher den Wert und die Bedeutung erkannte, welche in einer solchen praktischen, materiellen Fürsorge für seine Mitarbeiter in erster Linie, und den Geist des ganzen Unternehmens liegt. So war es Uzwil, wo das erste Wohlfahrtshaus entstanden ist, das am ersten Tag trotz aller Unkenrufe, es werde ein Fehlschlag sein, schon 200 Mahlzeiten abgab. Es war in Uzwil, wo später in der Krisenzeit der Zwanzigerjahre der Selbstbedienungsbetrieb eingeführt, wo bei einer umfangreichen Erweiterung der Räumlichkeiten ein großer Saal eingebaut wurde, der als Versammlungs- und Vortragssaal der ganzen Gemeinde gute Dienste leistet, und wo die erste Fabrikfürsorge eingeführt wurde, wobei Erfahrungen gesammelt wurden, welche in den letzten Kriegsjahren besonders wertvoll waren. Zirka 600 Mahlzeiten werden täglich abgegeben, 1000 Leute im ganzen bedient. Was diese Fabrik für ihre Mitarbeiter leistet, findet seine schönste Krönung in einem wunderbar angelegten Freiluftbad in nächster Nähe der Fabrikgebäude und vielen andern Beweisen großen sozialen Verständnisses. Wie sehr dies wohl auch von den Arbeitnehmern geschätzt wird, mag ein köstlicher kleiner Zwischenfall illustrieren. Beim Weggehen glitt eine der Journalistinnen auf dem frischgewichsten Boden aus und fiel beinah hin, wobei sie ausrief: Aufpassen, dieser Boden ist gefährlich! Darauf erwiderte der Vertreter einer linksstehenden Zeitung ganz ebenso: „Der Boden in Uzwil ist überhaupt sehr gefährlich", was die boshafte Journalistin zu der noch boshafteren Frage veranlaßte: „Zu zufrieden, was?"

Nach einer launigen Aussprache durch Herrn Dr. Bühler, in der er köstliche Erinnerungen aus den Geburtsstunden ihres Wohlfahrtshauses auffrischte, ließ er einen prächtigen Film über die „Anbauschlacht" der Firma abrollen, der nicht nur einen Eindruck der großen Leistungen, sondern auch entzückende Landschaftsbilder an den Ufern der Thur vermittelte. Nachher ging es weiter durch eine grüne, gottgesegnete Landschaft in das Wohlfahrtshaus der Schweiz. Industriegesellschaft, Schaffhausen, wo ein wundervoll ausgestatteter, mit den schönsten Naturhölzern getäfelter Neubau die Presseleute empfing und eine bewährte Leiterin sie mit einem prächtigen Tee zur Heimfahrt stärkte.

Wenn man so in reicher Folge ein Haus um das andere betrachten darf, in jedem einzelnen wieder etwas vom Geist der betreffenden Firma spüren, die prächtigen Einrichtungen, die reichliche Verpflegung bewundern darf, erhält man einen lebendigen Eindruck von der Leistungs- und Anpassungsfähigkeit der Leitung des S. V. Die Betriebe müssen sich selbst erhalten, während die Firmen Gebäude, größere Installationen, Heizung, Wärme, Licht zur Verfügung stellen. Die Preise für die abgegebenen Mahlzeiten sind äußerst bescheiden, die Mahlzeiten gut und reichlich, in den Selbstbedienungsbetrieben von jedem Einzelnen seiner Börse anpaßbar. Bei einem jährlichen Umsatz von ca. 16 Millionen Fr. kann man sich vorstellen, mit welcher Sorgfalt, Umsicht und Gewissenhaftigkeit die ganze Organisation arbeitet.

Ein besonderes Talent der Leiterin, Frau Dr. Else Züblin-Spiller bewies sich in all den Jahren in ihrer Fähigkeit, sich einen großen, treuen, für die Aufgabe begeisterten Mitarbeiterinnenstab zu sichern. Auf alle Fälle besitzt die Schweiz im Schweizerischen Verband Volksdienst, und in den Soldatenstuben eine Organisation, die sie der unermüdlichen Initiative, Einsicht und Großzügigkeit einer, von vielen gleichgesinnten Frauen unterstützten Frau verdankt, und um die uns das Ausland schon oft beneidet hat. Ihre unermüdliche Arbeit bedeutet einen wertvollen Beitrag zum Arbeitsfrieden und zum Kampf gegen den Alkohol.

Altersversicherung und bestehende Versicherungseinrichtungen

Da rund 400 000 Personen bereits einer Pensionskasse oder Gruppenversicherung angehören, muß auf diese gebührend Rücksicht genommen werden. Es gibt nach dem Gesetz zwei Möglichkeiten:

Die bestehenden Pensionskassen usw. können sich anerkennen lassen. Dann zahlen sie für ihre Mitglieder an die Altersversicherung die Beiträge und kassieren später die Rente, ein. Anderseits erheben sie wie bisher die Prämien und zahlen die Pensionen aus. Die Mitglieder dieser Kassen und Gruppen haben direkt mit der Altersversicherung nichts zu tun.

Lassen sich die Kassen nicht anerkennen, was ihnen freisteht, so ist der Verkehr zwischen ihnen und ihren Mitgliedern hinsichtlich Prämienerhebung und Pensionszahlung gleich wie bisher. Ihre Mitglieder zahlen aber unabhängig davon die gesetzlichen Beiträge an die Altersversicherung und erhalten später die Renten. Die beiden Institutionen bestehen also unabhängig nebeneinander.

Jede Kasse wird entscheiden müssen, was für sie und ihre Mitglieder die beste Lösung ist.

Die Zuckerdose

Hanni Ertini

Während des Donnerwetters, das über Lieschen erging, hatte Christoph bedächtig und ohne Hast seinen Fuß wieder im ledigen Schubkahn untergebracht; Fritz hatte Zeit gefunden, mit vielen Grimassen und allen zehn Fingern den Zopf zu meistern, der ihm aber statt hinten, in der Mitte sehr seitlich vom Kopf abstand, so daß es aussah, als wäre ihm wie einem unselig verdammten Geist der Kopf verkehrt aufgeschraubt worden. Lieschen warf ihm einen Blick zu, aber es zuckte um ihre Mundwinkel und das Grübchen wetterleuchtete schon wieder. Fritz ergriff die Tragstangen hinten, Christoph bedächtig vorn, und Lieschen wollte sich mit einem schnellen Knicks entfernen. Aber die Majorin winkte ihr mit einem Brief, den sie mit Müh und Anstrengung ihrem Schnürleib abgerungen hatte, wo er wohlverankert an der warmen Mutterbrust geruht hatte. Die Majorin riß das verquollene Guckfensterchen auf und befahl Lieschen: „Du kommst noch ein paar Schritte mit. Ich muß den Brief noch einmal durchlesen. Nachher läuft du voraus, damit wir ja nicht warten müssen. Deinen Formen bekommt die Bewegung nur gut."

Die Sonne war hinter einer Wolke, der Tag glänzte nicht mehr. Lieschens Gesicht war beschattet. Das Mädchen bemühte sich, neben den schwankenden Sänften hervorzugehen, der größten Pfützen auszuweichen, die ihrem Kleid zur Gefahr wurden, besonders wenn Fritz hinter ihr mit Macht hineintrabte. „Also, er schreibt", hub die Majorin schallend an. Lieschen preßte mit der linken Hand das feine feingefältelte Kläppchen der Haube an die Schläfe, weil ein Windstoß hineinfuhr und es wie ein zierliches Segel blähte. Aber die Gebärde hatte etwas Verzweifeltes.

Die Majorin las den oftgelesenen Brief mit langen sinnenden Unterbrüchen. „Teure Mama. Ich bin des Soldatenlebens müde und sehne mich recht von Herzen nach unserm kleinen Garten vor der Stadt, den ich eigenhändig bebauen möchte. Ob wohl der junge Spinat schon sprießt? — Warum lachst du?", unterbrach die Majorin empört und sofort von ihren gedanklichen Abwegen zurück. Lieschen lachte, sie lachte so herzlich und froh, so recht aus Herzensgrund, daß Fritz hinten grinste und Christoph vorn schmunzelte. Aber das sah die Gestrenge zum Glück nicht. Und so schnell, wie es aufgesprudelt war, versickerte das Gelächter wieder, und Lieschen sagte mit einer Art Verstocktheit: „Weil der Spinat noch gar nicht sprießen kann. Ich hab ihn eben erst heute Morgen gesät. Mein Herr Cousin Fortunat ist ein schlechter Gärtner." Die Majorin ließ in ihrem Gehäuß den Brief sinken und betrachtete Lieschen wie einen hoffnungslosen Fall. Lieschen sah zwischen ihren Häubchenflügeln geradaus wie zwischen Scheuklappen. „Liisette", ließ die Tante sich hören mit beherrschter Sanftmut: „es ist doch bloß symbolisch gemeint. Weißt du überhaupt, was „symbolisch" ist?" „Ja", sagte Lieschen störrisch. „Es war unartig, mich zu unterbrechen", tadelte die Majorin sehr mißvergnügt und nahm den Brief wieder auf. „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, liebste Maman, wenn Sie ergründen könnten, ob die zugehörige Gärtnerin zu haben wäre. — Zu haben wäre —", wiederholte die Majorin nachdenklich und dann schloß sie gläubiger: „Ich freu mich, Sie — vielleicht früher als Sie erwarten — in die Arme zu schließen. Ihr Sohn Fortunat", um sich unvermutet an Lieschen zu wenden: „Hast du sie gesehen?" Lieschen hob den Kopf: „Wen?" „Amélie", sagte die Tante unendlich sanft wie ein Mensch, der seine ganze Geduld und Langmut für ein schwachbegabtes Kind aufbringt. „Nein", gab Lieschen zur Antwort, „ich seh sie nie". „Aber du gehst doch alle Tage in den Garten." „Ja, aber dann schläft sie noch." „Wie, um neun Uhr?", fragte die strenge Dame sehr verdutzt. „Ja", sagte Lieschen kurz, „die Läden sind zu, und um neun Uhr geh ich immer weg." Die Majorin dachte wieder nach, faltete das Briefchen zusammen bevor sie zögernd fortfuhr: „Kannst du dir denken, daß Fortunat jemand anderes gemeint hat mit —". Lieschen blickte der Tante abwartend ins Gesicht, „— mit der zugehörigen Gärtnerin", vollendete die Majorin schließlich. „Ja... Nein..." erklang es zweideutig von Lieschens Mund. „Jetzt hört aber alles auf", rief die Majorin und war gleich wieder sehr mitten drin im Leben, „willst du wohl klar antworten." Lieschen sagte verdrossen. „Ich hab Amélie nur ein einziges Mal im Garten gesehen. Sie schnitt Rosen und..." „Und?", fragte die Frau Tante gespannt. „... Sie hatte Hardschuhe an", fügte Lieschen noch zu und sah gerade aus. Die Majorin sagte erlöst: „Also siehst du. Er hat doch sie gemeint. Er braucht sie bloß einmal so gesehen zu haben, in solch einem lieblich poetischen Augenblick. Dieses Bild hat ihn in den Krieg begleitet. Doch doch, jetzt ist es mir ganz klar. Ich hab mir heut Nacht Gedanken gemacht. Es kamen mir sozusagen Zweifel. Aber es kann doch nur sie sein. Sie ist einzige Tochter. Sie bekommt später das Gut vor der Stadt. Sie ist seine Cousine. Sie kennen sich von Kindheit auf."

Während die Majorin erleichtert und umständlich den zerknitterten Schicksalsbrief wieder in ihrem Decolleté verstaute, setzte Christoph vorn ihre Gedankengänge auf seine Weise fort: „Nu, eine Cousine wär das Lieschen schließlich auch. Und kennen tun sie sich sozusagen von der Wiege an. Freilich, ein Gut vor der Stadt kriegt sie nicht auf den Haken. Aber mich nimmt doch nur zum Kuckuck wunder, ob so etwas zur Aussteuer nicht zählt: Sie ist eine tüchtige Wirtschafterin. Alles kann sie, alles sieht sie, alles macht sie, wenns not tut. Sie weiß, was sie uns zumuten kann, und sergt, daß wir zu unserer Sach kommen. Drum haben wir Respekt vor ihr und mögen sie leiden. Sonst — zu wohl", schloß er, indem er mit Nachdruck seitlich in eine Pfütze spuckte, daß es große Ringe trieb. Lieschen warf ihm einen Blick zu, der beinah von der Majorin Gnaden war, aber er spürte nichts davon.

„Ei, ei, was gehst du denn noch mit uns? Lauf voran und sorg, daß wir nicht warten müssen", ermunterte sich die liebe Tante und schreckte auch Lieschen mit ihrem gewohnten Befehlston aus der kleinen Versunkenheit auf, in welche sie die Unart des sonst so schicklichkeitsbewußten Christoffel versetzt hatte.

Das Mädchen ließ die Sänfte an sich vorbeischaukeln

Freiwilliger Landdienst

Als unserem Land in den vergangenen Jahren die Gefahr drohte, vom Hunger überwältigt zu werden, stand die Schweizerjugend in den ersten Reihen derer, die tatkräftig mithalfen, das Anbauwerk zu sichern und die notwendige Nahrung zu beschaffen. Rund 300 000 Jugendliche unter 20 Jahren setzten ihre Kräfte ein im Sinne des Anbauplanes. Sie haben den herzlichsten Dank des Vaterlandes verdient.

Wohl ist der Krieg zu Ende, die Zufuhren von Lebens- und Futtermitteln sind aber ungenügend geblieben. Der Pflichtanbau muß weitgehend beibehalten werden. Vor dem Kriege kamen jährlich rund 10 000 ausländische Landarbeiter für Saison- und Jahresstellen in die Schweiz; durch den Krieg wurde diese Einwanderung von Arbeitskräften unterbrochen. Interniert stehen der Landwirtschaft heute nicht mehr zur Verfügung. Der Not gehorchend wurde in den vergangenen Jahren der Arbeitsdienst obligatorisch erklärt, — er wurde im Spätherbst des letzten Jahres aufgehoben. Die heute wieder einreisenden fremden Landarbeiter vermögen die auf den Bauernhöfen fehlenden Arbeitskräfte nicht zu ersetzen. Der Mangel an landwirtschaftlichen Helfern und Helferinnen ist nach wie vor außerordentlich groß.

Gehen wir jetzt fehl, wenn wir hoffen, das Schweizervolk und darunter besonders die Jugendlichen von 14 bis 20 Jahren werden freiwillig im Landdienst ihre Kräfte zur Verfügung stellen? Nur wer in voller Freiheit seine Pflichten erfüllt, ist der Freiheit wert. Wir wissen, daß heute auch in der Industrie, im Handwerk, Handel und Gewerbe viele Arbeiter fehlen. Schüler und Schülerinnen sehnen sich nach den Jahren des obligatorischen Dienstes wieder einmal nach ungestörten Ferien. Und doch rufen wir sie zum freiwilligen Landdienst auf, weil die Versorgung unseres Landes mit Lebensmitteln gesichert werden muß.

An die Eltern, an die Lehrer aller Schulen, an die Lehrmeister und Arbeitgeber richten wir darum die dringende Bitte, ihren Söhnen und Töchtern, den Schülern und Schülerinnen, den Lehrlingen und Lehrtöchtern, jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen die Teilnahme am freiwilligen Landdienst während drei Wochen zu ermöglichen.

Den Jugendlichen selber rufen wir zu:

Meldet Euch zum freiwilligen Landdienst! — Nützet die Ferien oder einen Teil davon, nützet die Zeit, die Euch eingeräumt wird, um im großen Werk des freiwilligen Landdienstes mitzuwirken. Eure Hilfe wird dem Schweizervolk dienen. Der Landdienst wird Euch selbst zum wertvollen Erlebnis werden.

Im freiwilligen Landdienst heiße ich Euch herzlich willkommen und danke Euch.

Der Präsident der Schweizerischen Landdienstkonferenz
F. T. Wahlen

Lehrreiches aus dem Jahresbericht des Zürch. Kant. Laboratoriums

Von 115 Proben Sonnenblumenkernöl, bei denen es sich zum Teil um halbraffinierte Ware handelte, mußten 48 noch weiter raffiniert werden, wenn sie als Lebensmittel Verwendung finden sollten. Interessanterweise gehen weder die Lea-Zahlen (Prüfung auf anormale Oele, saure und ranzige) noch die Kreis'sche Verdorbenheitsreaktion mit der Geschmacksqualität stets parallel. So war in Oelen mit Lea-Zahlen bis 12 (anormal) und starker Kreis-Reaktion der Geschmack noch durchaus normal.

In einem ausländischen Honig wurde Pilzgärung festgestellt. Nach Ansicht der eidgenössischen Bienenabteilung Liebefeld-Bern wären deshalb Gesundheitsschädigungen wegen Toxinen (Giften) nicht ausgeschlossen.

Ein sog. „Hard-Candy" bestand zur Hauptsache aus Saccharose (Rohzucker), nämlich: 97,5 Prozent, 0,4 Prozent Invertzucker und 0,6 Prozent Asche.

In einer Konfitüre mußte festgestellt werden, ob sie mit Saccharose oder Fruchtkonzentrat gesüßt sei. Da nur wenig Rohrzucker vorhanden war, wurde an Versuche ermittelt, wie stark die Saccharose beim Einkochen und Lagern von Konfitüre invertiert werde (d. h. in Fruchtzucker umgewandelt werde). 500 Gramm Johannisbeeren wurden mit 500 Gramm Rohrzucker eingekocht. 57,1 Prozent des Rohrzuckers wurde sofort, 66,9 Prozent nach einem Jahr umgewandelt.

Rohrzucker wird durch Säure beim Kochen invertiert, d. h. geht in Invertzucker (Frucht- und Traubenzucker) über, ein chemischer Vorgang. Also wird im Moment des Kochens Rohrzucker über die Hälfte, der Säure entsprechend, umgewandelt. 57,5 Prozent. Wäre viel mehr Säure dabei, eventuell Schwefelsäure, Salzsäure, theoretisch gedacht, so würden 100 Prozent umgewandelt, durch die Säure der Johannisbeeren also nur 57,1 Prozent. Der Chemiker findet also bei der Analyse nur noch 42,9 Prozent Rohrzucker, der Rest ist Invertzucker, also in Prozenten 57,1 Invertzucker, umgewandelter Rohrzucker = 100,0 Prozent.

Nun ist aber nach dem Kochen immer noch Ferment „Enzym", „Invertase" in der Konfitüre, die vom Restzucker, der als Rohrzucker blieb, von den 42,9 Prozent, immer noch ein Jahr lang Rohrzucker umwandelt, noch 9,8 Prozent, so daß eben nach einem Jahr 66,9 Prozent Rohrzucker umgewandelt sind, und nur noch 33,1 Prozent als Rohrzucker bleiben. Der Chemiker kann also nur beim Zusatz des Rohrzuckers sagen, wieviel Rohrzucker in der Konfitüre ist, nach dem Kochen kann er sagen, es sei so und so viel Prozent Rohrzucker darin und so und so viel Invertzucker (Fruchtzucker), weiß aber nicht, ob dieser Fruchtzucker ursprünglich da war oder umgewandelter Zucker ist, oder zugesetzt wurde.

Man darf also nicht die 57,1 Prozent und 66,9 Prozent zusammenzählen, das ergibt nicht 100. Der Sachverhalt ist so:

	Rohrzucker
sofort nach Kochen bleiben	42,9 Prozent
umgewandelt	57,1 „
	100,0 Prozent
nach einem Jahr bleiben	33,1 Prozent
umgewandelt	66,9 „
	100,0 Prozent

Demnach bleiben nach einem Jahr noch 33,1 Prozent Rohrzucker in der Konfitüre. Das ändert aber von Fall zu Fall, von Konfitüre zu Konfitüre, je nach dem Säuregehalt und Enzym (oder Ferment) Gehalt.

Also kann aus dem in einer Konfitüre ermitteltem Saccharosegehalt nicht mit Sicherheit auf die ursprünglich zugesetzte Menge geschlossen werden. Rohrzucker konserviert zudem nicht besser als Invertzucker (Fruchtzucker).

Für das kantonale Salzamt mußten Papierpackungen für den Detailverkauf hinsichtlich Lagerfähigkeit geprüft werden. Dabei zeigte sich unter anderem, daß die genaue Bestimmung von Jodkalium in Vollsalz gar nicht so einfach ist, und daß man über den angeblichen Verlust an Jodkalium beim Lagern noch keine genauen Anhaltspunkte besitzt. Die Frage wird weiter studiert. Auf Veranlassung der kantonalen Gesundheits- und der Finanzdirektion hatten 1946 die Gesundheitsbehörden sämtliche Salzverkaufsstellen auf Lagerhaltung, Verkaufseinrichtung und Salzabgabe zu kontrollieren.

Die Aufhebung des Verbotes der Errichtung weiterer Filialen für Großbetriebe der Lebensmittelbranche hat zur Folge, daß der Kampf der Groß- und Mammutbetriebe (Migros, Konsumgenossenschaften, Usego, VSK., und landwirtschaftliche Genossenschaften) immer heftiger werden wird. Diese Tatsache wird den Lebensmittelkontrollorganen unweigerlich ebenfalls vermehrte Aufgaben bringen. So mußten bereits gegen Ende des Berichtsjahres kleinere Privat-Läden kritisiert werden, weil diese zufolge Umsatzschrumpfung Artikel der Lebensmittelbranche noch auf Lager hatten, die, wenn auch nicht gerade als verdorben, doch mindestens als stark verlagert bezeichnet werden mußten. r.

Aktion für das gesundheitlich gefährdete Schweizerkind

Kranke Kinder

Jedes Mal, wenn ich des Nachts im Spital auf meinen Mann warte, erlebe ich dasselbe: Ich stehe in dem langen Korridor, der nur vom Licht kleiner Nachtlampen erhellt ist, ich atme den seltsam durchdringenden Spitalgeruch ein und höre das einsame Weinen kranker Kinder. — Ich höre die schmerzlichen Laute, die sachten Schritte von Aerzten und Schwestern — und ich fühle mich so einsam und verloren und hilflos — so vollständig ausgeliefert einer höheren Macht. Alle Kraft und Stärke des Tages fällt von mir ab — ich bin leer und hohl und schwach und nichtig, und was ich tagsüber plante, gilt nichts in der Nacht bei den kranken Kindern. — Kinder sind das Leben selbst; sie sollen lachen und spielen, fröhlich sein und auch unartig — aber sie sollen nicht hilflos in kleinen, weißen Bettchen liegen und leiden und Schmerzen empfinden aus Gründen, die sie gar nicht verstehen können. — Dann kommt mein Mann im weißen Mantel, und er sagt: „Du mußt noch warten, es ist eben noch ein schwerkrankes Kind gekommen!" und ich sehe ihn an und denke: „Wie kann er das nur! Tagsüber kann er lachen und mit unseren Kindern spielen, und dabei muß er immer wieder am Bettchen stehen, in denen Kinder liegen, die von den Flügeln des Todes gestreift werden." — Aber ich sage nichts, denn ich kenne seine Antwort: Es nützt gar nichts, wenn Du nur Mitleid hast und mit dem Kinde weinst. Du mußt tapfer und zuversichtlich sein und alles tun, was Du vermagst, um es dem Leben wiederzugeben." — Dasselbe sagen alle Aerzte und alle Schwestern, und in den langen Nächten kämpfen sie mit dem Tod. Wenn der Lichtschimmer des Tages einfällt, und wenn ihr Kampf vergeblich war, so beißen sie auf die Zähne, nehmen an einem anderen Bettchen den Kampf von neuem auf. — Ich könnte es nicht.

Ich gehe von Fenster zu Fenster. Da liegt ein Bub, seltsam verkrümmt; gestern noch spielte er, er war in den Ferien bei Verwandten auf dem Land, er verletzte sich am Finger, und heute hat er schweren Starrkrampf. — Dort liegt ein Kind, das einen schweren Asthmaanfall hatte; es liegt da und schaut mit offenen Augen auf das kleine Licht: seine Augen sind traurig und irgendwie voller Angst. — Ist es die Angst, die so notwendige Luft könnte wiederum ausbleiben und es müßte keuchend nach Atem ringen?

Mein Mann kommt. „Wir können heim", sagt er. Die Nachtschwester schließt uns auf und läßt uns in die frühlingswarme Nacht hinaus. Sie bleibt zurück in dem dunklen Korridor, bei dem einsamen Weinen und dem schmerzlichen Stöhnen. — Alle Häuser ringsum sind dunkel; aber in dem ganzen großen Spital leuchten auf allen Stockwerken verhaltene Lämpchen — denn überall liegen ja Kinder, kranke Kinder, über deren Leben man wachen muß. — Und wie wir so heimwärts gehen, denke ich, wie merkwürdig es doch ist, daß in diesem großen Haus eine Welt für sich ist, eine ganz abgeschlossene Welt, von der man nichts weiß, wenn man nicht unmittelbar in sie hineingezogen wird. Wer denkt an die kranken Kinder, wenn die eigenen gesund sind — wer erfaßt das Leid und die Sorge und die Angst, die um ein solches weißes Bettchen sind, wenn er es nicht unmittelbar sieht? — Da sind überall Väter und Mütter, deren kleine Lieblinge in einem solchen Bettchen liegen; sie denken unentwegt an sie, sie zucken bei jedem Telephonanruf zusammen; sie lassen Aussprüche und Worte und Erinnerungen an sich vorüberziehen und quälen sich ab beim Gedanken, dort einmal streng, da einmal ungerecht gewesen zu sein. — Und die Kinder wälzen sich hin und her: im Schlaf rufen sie nach der Mutter, dem Vater — und manchmal, wenn die Schwester sich über sie beugt, lächeln sie.

Aber der Außenstehende, der, der keine Kinder im Spital hat, der die Angst und Sorge nicht kennt, kann nicht ermessen, welche Einsamkeit, welchen plötzlichen Einsturz alles bisher Wesentlichen das kranke Kind für die Eltern bedeutet. — Er fühlt aber auch nicht das Glück, die ungeheure, umfassende Dankbarkeit derjenigen, denen das Kind neu geschenkt wurde. Sie möchten alles tun, alles geben — weil ihr Kind wieder spielt, weil es lacht, weil es wieder unartig ist.

Warum ich dies alles erzählt habe? Weil es mich tatsächlich mit ungeheurer Eindringlichkeit jedes Mal, wenn ich im nächtlichen Spitalkorridor wartend stehe, überwältigt, welch Glück es ist, gesund zu sein — und weil ich niemals die unmittelbare Nähe von Leben und Tod so stark empfinde, wie in jenen Augenblicken. — Ich habe nicht von den kranken Kindern erzählt, um sentimentale Bilder heraufzubeschwören — man ist leider bei derartigen Schilderungen der Sentimentalität sehr nahe, obwohl man sie unter allen Umständen vermeiden möchte! — Ich habe von ihnen erzählt, um Euch Gesunde daran zu erinnern, daß es eine andere Welt gibt, eine leidvolle und schmerzliche, in der Kinder weinen und stöhnen, während Ihr lacht und Euch am schönen Frühling freut. Ihr sollt Euch an diese Welt erinnern, Ihr sollt sie vor Augen haben, wenn man Euch am 31. Mai und 1. Juni ein kleines Vergißmeinnicht verkaufen will. Dann sollt Ihr nicht sagen: „Was, schon wieder eine Sammlung!" und unwillkürlich auf die andere Seite sehen — sondern Ihr sollt Euch einen kurzen Augenblick lang in den dunkeln Korridor versetzen und mit mir auf die weißen Bettchen schauen. — Ich weiß, daß Ihr dann das Vergißmeinnicht gerne kaufen werdet, denn Ihr helft dadurch den kranken Kindern.

Irene Gasser.

Politisches und Anderes

Von Tagungen und Feiern

Die Pfingsttage haben für die verschiedensten Menschengruppen bedeutsame Zusammenkünfte gebracht. Es feierte der Schweizerische Bauernverband sein fünfzigjähriges Bestehen. In Brugg, dem Zentrum der schweizerischen „Bauernbewegung", wo demnächst — als Jubiläumsgabe des Verbandes — ein neues „Haus des Schweizer Bauern" gebaut werden soll, kam eine Festgemeinde von über tausend Personen zusammen. Prof. Laur, der als alter Vorkämpfer gebührend gefeiert wurde, stellt fest, „daß die Wirtschaftspolitik des Bauernverbandes die Schweizer Bauern vor dem Untergang rettete". In den vielen Festreden wurde auch (durch Nationalrat Reichling) der Leistung der Bäuerin gedacht und Frl. Pestalozzi, die Sekretärin des Schweizerischen Landfrauenverbandes, überbrachte dessen Grüße.

Ganz Obwalden stand im Zeichen der Feiern zur Heiligsprechung von Niklaus von Flüe. In der Wallfahrtskirche fanden feierliche Gottesdienste statt, an denen hohe Prälaten und die Vertreter der katholischen Schweizer Bevölkerung teilnahmen, unter ihnen die beiden katholischen Bundesräte. In Sachseln setzten sich die Feiern fort, die eine Pilgerschar von ca. 10 000 Personen anzuziehen vermochten.

Ganz andere Fragestellungen beschäftigten in Margate (England) den Kongreß der Labourpartei, wo über 1300 Delegierte zu innen- und außenpolitischen Fragen durch die Diskussion von über 50 Resolutionen Stellung zu nehmen haben. Die Labourpartei, heute verantwortlich für die Regierung des Landes, und dies in einer Zeit, da schwerste wirtschaftliche und politische Probleme ihrer Lösung harren, hat sich sowohl mit den Konservativen wie mit den Kommunisten auseinanderzusetzen. Es mag interessieren, daß ein Antrag, auf die Dienstpflicht zu verzichten (bekanntlich hatte England vor dem Weltkrieg die obligatorische Dienstpflicht nicht gekannt), mit dreiviertel aller Stimmen verworfen worden ist.

In der Sowjetunion

soll, nach Radio Moskau, die Todesstrafe abgeschafft werden. Als Höchststrafe soll 25 Jahre Zuchthaus gelten. In der Begründung der neuen Maßnahme heißt es:

„Der historische Sieg des Sowjetvolkes über den Feind hat nicht nur die vergrößerte Macht des Sowjetstaates, sondern vor allem die ausnahmslose Ergebenheit der ganzen Bevölkerung der Sowjetunion gegenüber dem Sowjetwaterland und der Sowjetregierung gezeigt.

Zugleich zeigt die internationale Lage in der Zeit nach der Kapitulation Deutschlands und Japans, daß ungeachtet der Versuche aggressiver Elemente, den Krieg zu provozieren, die Sache des Friedens auf lange Zeit als gesichert betrachtet werden kann.

Diese Sachlage in Betracht ziehend, und den Wünschen der Gewerkschafts-Organisationen u. a. Organisationen entgegenkommend, die die Gedanken der breiten öffentlichen Kreise zum Ausdruck bringen, ist das Präsidium des Obersten Rates der Sowjetunion der Ansicht, daß in Friedenszeiten für die Anwendung der Todesstrafe keine Notwendigkeit besteht und beschließt infolgedessen die Abschaffung der Todesstrafe."

Vom Kampf gegen die Tuberkulose

Die ersten Resultate seit der Einführung des neuen Schirmbildverfahrens liegen nun vor. Im Kanton Zürich sind im ersten Halbjahr seit Einführung dieser serienweisen Röntgenuntersuchungen 37 000 Personen in 17 Gemeinden und einigen Anstalten durchleuchtet worden. In einem Bezirk wurden bei 14 200 Aufnahmen 10 bisher unbekannte offene und 56 akute geschlossene Tuberkulosefälle entdeckt. In der Stadt Zürich kamen bei rund 30 000 Aufnahmen 15 offene und gegen 100 Fälle von geschlossener aktiver Lungentuberkulose zu Tage. Wer sich klar ist, welche Ansteckungsmöglichkeiten von einem Patienten mit offener Tb., der seine Krankheit nicht kennt und keine Vorsichtsmaßregeln befolgt, ausgehen, wird den Wert dieser neuen Untersuchungsmethode anerkennen.

Queen Mary,

die von 1910 bis 1936 Königin des britischen Weltreiches war und jetzt als Königin-Mutter die hochangesehene Seniorin der englischen Königsfamilie ist, feierte ihren 80. Geburtstag.

C. F. Ramuz †

Der große Schriftsteller und Dichter der welschen Schweiz, C. F. Ramuz, ist im Alter von 69 Jahren gestorben. Seine Romane haben uns in ganz besonderem Maße die Eigenart der Waadtländer und der Walliser Bauern und ihre Verbundenheit mit der so besonderen Rhonelandschaft nahe gebracht. E. B.

---

und schlug sich hinter Fritz in die nächste Seitengasse. Es war erstaunlich, wie Lieschen laufen konnte. Sie glich einem jungen eifrigen Jagdhund, der sich seiner geschmeidigen Glieder freut, bald hier, bald dort eine Spur aufnimmt und verfolgt. Oder aber sie hatte etwas von einem wackern Steuermann an sich. Wie der sein Schiff, so steuerte Lieschen die etwas schwierige Garderobe ihrer Zeit über allerlei Fährnisse weg. Sie umschiffte Pfützen und schmutzige Stellen und glitt eilig den Häusermauern entlang. Da und dort nahm sie ein paar Blicke aus einem Schaufenster mit. Einmal waren es Schuhe, denen sie ihre Aufmerksamkeit widmete, dann eine kunstvolle Fontäne von Spitzen und Bändern, drauf hübsche Stoffe, von denen weg ein befriedigtes Lächeln ihr neues Frühlingskleid streifte. So segelte sie weiter, bis sie endgültig vor einem kleinen Schaufenster vor Anker ging. Eigentlich war es nur das Fenster einer Werkstatt, das durch einen dunklen Vorhang, der bis zur halben Höhe ging, zu einer Art Auslage hergerichtet war. Auf dem dunklen Samt waren allerhand Silbersachen gefällig angeordnet: kleine runde Patenlöffelchen, Taufbecher, Schnupftabaksdöschen und Bonbonnieren, Ringe und Anhänger, alle ohne Ecken und Kanten, wie man es damals liebte. Es war eine erlesene kleine Ausstellung, jedes Stück ein Kunstwerkchen, aus dem Schönheitssinn des Rokoko geboren, ohne der Mode zu liebedienern. Kurzum eine äußerst erfreuliche Augenweide! In der Mitte aller Dinge prangte als sichtliches Prunkstück eine Zuckerdose, eine kleine, silberne, beschwingte, lieblich ausgebauchte Truhe. Aber nicht in den Anblick dieser Kostbarkeiten war Lieschen versunken. Ihr Blick ging durch sie hindurch und sah nur das eigene, helle Spiegelbild, das sich vom Hintergrund des dunklen Samtvorhangs abhob. Es war eine kräftige schöne Gestalt, die allerdings wenig dem Ideal des Jahrhunderts entsprach, denn nichts an ihr war zerbrechlich, weder die Taille, die man damals äußerst dünn liebte, noch das Gesicht, das aus dem dunklen Spiegel noch dunkler hervortrat, und in keiner Weise den zarten schmachtenden Schäferinnenfäßchen glich, wie sie uns in niedlichen Porzellanfigürchen überliefert sind. Lieschens Gesicht war schön klar und hatte die bräunliche gesunde Farbe einer Landbewohnerin. Jetzt blickte es ein wenig schwermütig drein. Das Mädchen betrieb die Musterung ihrer Person sicher nicht aus Eitelkeit, sie schien von ihrem Anblick gar nicht erbaut.

Jetzt schob sich eine helle Hand über ihr Spiegelbild und zerstörte es. Es war eine feine, ausdrucksvolle Hand aus einer saubern Manschette, der Zeigefinger deutete auf die Zuckerdose. Lieschen nickte dem jungen Goldschmied, dessen Gesicht über dem Vorhang aufgetaucht war, eine Spur zu freundlich und vertraut zu, aus der Verlegenheit heraus, ertappt worden zu sein. Sie warf einen hastigen Blick zurück, ob die Sänfte noch nicht in Sicht sei und schlüpfte in die Werkstatt.

Unterdessen angelte der junge Meister, ohne die übrige Ordnung in seinem Pupperschaufenster zu stören, die Zuckerdose aus der Auslage und streckte sie Lieschen entgegen. Die Jungfer nahm sie behutsam mit den Fingerspitzen, hob sie in Augenhöhe, wandte den Kopf rechts und links, um sie von allen Seiten gründlich zu beschauen, und stellte sie mit einem leichten Ah, das sowohl Bewunderung wie Bedauern ausdrückte, auf den Werktisch. „Was meinen Sie, Fräulein Lieschen, wird sie der Frau Major gefallen?", fragte der junge Mann und blickte ähnlich andächtig auf das Mädchen wie dieses auf die Zuckerdose. Lieschen öffnete den Deckel, und der goldene Schimmer aus dem Innern erhellte ihr bräunliches Gesicht. Es leuchtete warm auf wie unter einem geheimen Sonnenstrahl. Drauf knappste Lieschen die Dose wieder zu und tupfte behutsam mit der Fingerspitze auf die zierliche Silberblume, die den Deckel schmückte. Einen winzigen Augenblick lang ließ sie die Fingerkuppe in ihrer Mitte ruhen. Hob dann die klaren Augen, daß sie den hellen des jungen Mannes begegneten, und sagte herzlich: „Sie ist wunderschön. Ich wäre unaussprechlich selig, Herr Gregorius, wenn ich so etwas zur Hochzeit geschenkt bekäme. Aber . . ."

„Das ist gar nicht nett", rief die Majorin noch unter der Tür, „daß ihr ohne mich die Zuckerdose anschaut". Und sie steuerte den Ueberfluß ihrer Damastfalten in die bescheidene Werkstatt. Lieschen hatte erschrocken nach einem halbfertigen Patenlöffel gegriffen, unwillkürlich auf ein kleines Ablenkungsmanöver bedacht, wofür sie von Kindheit auf sich aus Notwehr hatte üben müssen, ohne daß sie es ihrer lautern Veranlagung wegen auch nur zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hatte. Diesmal war es die geftrenge Tante selber, die ihr einen Vorwand lieferte. Die Majorin hätte sich niemals zu ungelegener Morgenstunde wegen eines so geringfügigen Grundes, wie es das Besichtigen der bestellten Zuckerdose war, in eigener Person zum Goldschmied hinbemüht. Aber Lieschen war am Tage zuvor unerwarteterweise von einer bestrundeten, sehr wertgeschätzten Familie zur Taufpatin gebeten worden. Nun wollte die Majorin selbst das passende Geschenk für den Täufling aussuchen, weil sie ihrer selbständigen Nichte den Geschmack nicht zutraute, mit ihrer Gabenwahl die Familienehre würdig zu verkörpern.

Das Ablenkungsmanöver war diesmal durchaus überflüssig, denn die Ungnade der Majorin sprühte über den Herrn Gregorius. Der aber spannte dagegen einfach einen zierlichen Schirm von Höflichkeit auf, unter dem er so ziemlich gedeckt war. „Ich hab sie eben diesen Augenblick aus dem Fenster genommen, Frau Major." „Was? Im Fenster hat Er sie auch schon gehabt?", eiferte die wandelnde Glocke, „damit ich bei jeder nächsten Visite ein gleiches Exemplar auf sämtlichen Kaffeetischen der Stadt antreffe?" „Aber nicht doch", sagte Herr Gregorius gelassen, „Zuckerdosen kommen nicht aus dem Backofen wie beim Bäcker die Pastetchen" — Lieschen betrachtete ihn erstarrt, das Löffelchen in der Hand — „Und wie käme ich dazu, Ihre reichen Ideen, die Sie mir so freundlich zur Verfügung stellen, anderweitig zu verwenden. Die Dose ist just gestern fertig geworden. Und da sie wohlgeraten ist — mögen Sie sie nicht anschauen, Frau Major — dachte ich, sie kann auch noch ein bißchen zur Zierde im Schaufenster stehn."

„Diese hier? Das soll sie sein?", sagte die Majorin verblüfft und griff danach. Aber, aber, was haben Sie denn aus meiner Idee gemacht, Meine Ideen? Meine

Deutschland aus der Nähe

Die Schweizer Spende lud uns zu dieser Fahrt ein, ein paar wenige Frauen des Zentralausschusses der Hilfsaktion der Schweizerfrauen für hungernde Kinder und Mütter, um uns erleben zu lassen, wohin ein Teil der Lebensmittel hingekommen ist, die wir mit einiger Mühe im Jahre 1946 für die Hungergebiete gesammelt hatten und in welchem Sinn und Geist die Austeilung im Ausland vor sich geht.

Sechs Tage durchfuhren wir den westlichsten Teil des französischen Besatzungsgebietes, von Basel bis Koblenz und zurück über Trier-Saarbrücken und die Pfalz. Dabei nahmen wir einen Eindruck der Hinterlassenschaft des Krieges 1939/45 mit, der genügt, um uns nicht loszulassen. Hinter dem uns sichtbar Gewordenen ahnten wir die Tragik des ehemaligen deutschen Reiches und die Ausweglosigkeit aller seiner heutigen Bemühungen, solange die wirtschaftliche Abschnürung der einzelnen Gebiete andauert.

Daß wir Schweizer in das Tauziehen der Großen nicht verknüpft sind, ist eine große Gnade. Was unsere Neutralität bedeutet, kam uns wieder zum Bewußtsein. Sie enthebt uns der interessegebundenen Stellungnahme und läßt uns Mensch und Bruder sein. Wir müssen bis zu diesem Punkte durchdringen und haben einander an die Verpflichtung zum Samariterdienst zu mahnen, wenn wir uns — wozu uns das Versinken in unsere ungesunde Hochkonjunktur verleitet — in Egoismus und Trägheit des Herzens abwenden und nur einen Ehrgeiz haben, es uns auf dieser leidvollen Welt so bequem als möglich einzurichten.

Darum war es uns vor allem andern ein Erlebnis, daß die Schweizer Spende, an der oft kleinliche, die unvermeidlichen Fehler einer neuen Organisation übertreibende Kritik geübt wird, Hüterin dieses reinen Schweizergeistes ist. Das ist uns erst draußen richtig offenbar geworden, als wir die Equipen an der Arbeit sahen. Hilfsaktionen, betreut von verschiedenen schweizerischen Hilfswerken, befinden sich in Freiburg, Mainz, Koblenz, Trier, Saarbrücken, soweit es die von uns durchfahrende französische Zone betrifft. Die Hilfe reicht aber, wie wir später sehen werden, weit über diese Zentren hinaus.

Jenseits der Grenze lag zu beiden Seiten der Straße vom Frühling gesegnetes Land mit langen Felderbreiten, sauber bearbeitet, still und verlassen. Ab und zu kam ein mageres Rapsfeld, und wir erfuhren später, wie sehr es an Saatgut, vor allem an Saatkartoffeln fehle, die zwar von der Tschechoslowakei bestellt, aber für die die nötigen Devisen nicht aufzutreiben seien. Zu unserem großen Erstaunen blieb die menschenleere Ueberlandstraße, die Dorf um Dorf verband, sauber, glatt und wohlgepflegt. Deutscher Ordnungssinn und die Fähigkeit, klug und sicher zu disponieren, war an den vielen exakten Straßenzeichen zu spüren, an weiß gestrichenen Baumstämmen, Bäumlichtern, Wegweisern. Aber bald kamen die besonderen Wegweiser unseres Jahrhunderts hinzu: die des Elends, die wir Schweizer vom Hörensagen bis zum Ueberdruß zu kennen meinen, aber die doch wie ein Brandmal den Körper dieses großen, einst reichen und blühenden Landes bedecken. Erst bäumt sich das Herz auf, aber dann — ist es eine weise, ist es eine gefährliche Einrichtung? — gewöhnt es sich an die Gegenwart des Schrecklichen und nimmt es einfach in Kauf. Trümmer — zuerst waren es Autochassis, Kanonen, Tanks im Gras oder endlos lange, ausgebrannte Güterzüge, die wie ein regelmäßig durchbrochenes Entredeux gegen die lichte Weite fast hübsch anzusehen waren. Dann waren es hilflos zusammengebrochene Häuser mitten in einem freundlichen Dorfe, das uns aus Fliedergärten zuwinkte. Aber als wir in Freiburg einfuhren, kam das erste tiefe Grauen über uns. Hier sind über lebendigen Menschen Grabmäler aufgerichtet, lange Straßen weit. Und was aus der Ferne oft noch ein heiles Aussehen hat, ist hinter irgendwelcher Front gespenstisch leer oder ausgehöhlt. Ein Stadtteil liegt bis dicht an den Dom im Staube, so vollkommen, so ohne alle Hoffnung, daß das Schweigen fast greifbar daraus herauszutreten scheint. Unberührt nur ragt ein schöner Brunnen wie eine Palme in der Wüste, und eine Viktoria breitet auf ihrem Sockel gnadelächelnd ihre weitgespannten ehernen Flügel, umstanden von hilfslosen zerfallenen Gebäuden. Da und dort noch hebt sich ein wohlgeformter Türsturz, ein edles Gesimse gegen Mörtel und zerborstene Mauer ab und blaue Glyzinen klettern unbekümmert an der Zerstörung hoch.

Zweimal griff uns die Bewahrung der Dome ans Herz, des gotischen Münsters in Freiburg und des romanischen Domes in Worms. Bis hart an ihre Mauern stieß die Faust des Unheils, aber sie stehen, beinahe unversehrt, wie Geweihte. Und dann heimkommen, wirklich heimkommen in ein winziges Dörfchen, eingezäunt, mit einigen sonnenbraunen Häusern. Am Mast flattert die Schweizerfahne, in kleinen Rabatten blühen Vergißmeinnicht, und drei junge blühende Frauen in leuchtend blauen Schürzen heißen uns im Heimatlaut willkommen. Schweizer Spende! „Hänsel" und „Gretel" heißen Buben- und Mädchenhaus, und groß mahnt von der Wand ein Spruch:

„Segne, Vater unser Essen,
Laß uns Haß und Neid vergessen.
Schenke uns ein frohes Herz."

Er sagt uns in einer einzigen Zeile, wo täglich angesetzt werden muß bei den Kindern, wohl aber ebenso bei den Erwachsenen. Ist dies zu verwundern? 24 000 Franzosen birgt die halbzerstörte Stadt neben der eigenen Bevölkerung. In die noch einigermaßen unversehrten Häuser sind die Freiburger mit den Flüchtlingsfamilien zusammengepfercht, und eine guckt der andern Küchenmitbenützerin in die halbleere Pfanne. Einheimische unterstützen die Schweizer Spende (in Freiburg arbeitet die Caritas Basel). In der Küchenbaracke stehen primitive Kochkessel mit Brikettfeuerung, ohne Auslaufhahn; alles muß geschöpft werden. Schweizerinnen müssen ihre Schweizeransprüche tapfer beiseitelegen! Hier werden die 1500 Liter Suppe täglich gekocht, welche mit den von den Quäkern zur Verfügung gestellten Camions in die verschiedenen Stadtteile gebracht werden. In einer andern Baracke liegen die Vorräte unter sorgfältigem Verschluß. Die Bewachung dauert Tag und Nacht. Auch in der Nähstube arbeiten Freiburger Frauen freiwillig. Die Ausgabe an die Bedürftigsten erfolgt unter sorgfältiger Abklärung ihrer Verhältnisse. Es gibt keine Maschen, durch die man schlüpfen kann. Ein Schuster klopft in seiner Butike, umstanden von Schuhpatienten, wie wir sie nicht kennen. An einem versteckten Orte stehen die Latrinenhäuser. In einem Schopf kauert ein Handwagen, dem die Gummireifen fehlen.

Wir fahren hinaus nach Littenweiler, einem kleinen Vorort: ein kleiner Dorfplatz — die Linde, ein paar Häuser, ein zerfetztes Telephonhäuschen ohne Telephon mit der unnötigen Mahnung „Fassen Sie sich kurz" und ein Schulhaus, das wir betreten. Am Eingang weisen uns Jakobinermütze und Trikolore den Weg zur langen Reihe von Schulkindern, die geduldig im Gang auf die Suppe warten. Gruppe um Gruppe wird eingelassen. Da sitzt der Herr Oberlehrer, ein zweiundsiebzigjähriger einst pensioniert gewesener Schuldirektor aus Magdeburg, und stempelt ohne von uns Notiz zu nehmen die grünen Kontrollkarten ab, die die Händchen automatisch über den Tisch strecken, ein anderer alter Oberlehrer sorgt für Ordnung; die größeren Buben helfen der Schwester dienstbeflissen Suppe aus den Thermophoren in die kleinere Tanse schütten, zum Lohn erhalten sie ihre Schüssel nochmals nachgefüllt. Ein Kind ums andre, barfuß oder in allerlei merkwürdigem Schuhwerk (sauber, geflickt und ordentlich gekämmt fast alle), hält seine verbeulte Gamelle hin oder einen neuen Topf (Ausgebombte, die einen Bezugsschein bekamen), eine Stielpfanne oder eine Konservenbüchse. Selten kommt ein zerdrücktes „Danke" über die Lippen, es geht sehr schweigsam zu. 6 Deziliter Schweizersuppe — Grieß, Cornedbeef und Eipulver waren es an jenem Tag — bekommt ein jedes. Das ist die einzige wirkliche Mahlzeit im Tag. Ueber die Schüsselränder schauen uns gleichmütige Kinderaugen an. Manchmal kommt ein scheues Lächeln herauf wie von weither. Verschlossen sind uns diese kleinen Seelen. Sie wissen vom Leben vielleicht mehr als wir. Alle Kinder sind ärztlich ausgesucht. 50mal darf jedes kommen; steht's dann noch schlimm mit ihm, werden 50 neue Male angehängt. 2400 Kinder werden so in und um Freiburg täglich gespiesen; im Laufe der Zeit werden 8000 Schulkinder von der 1. Klasse bis zum 15. Altersjahr reihum zu ihrer Suppe und einmal in der Woche zu ihrem Kakao (zu ihrer größten Seligkeit) kommen.

Aber Freiburg ist immer noch ein bißchen Schweiz, sauber, vertraut, fast ohne fremden Akzent. Auch der Schwarzwald, den wir durchfahren. Wir atmen auf: wieder unzerstörte Dörfer, nur viele Holzschläge, denn das ist Reichtum des Landes, der für die Reparationen ausgenützt werden kann. Er ist in den Händen der Besetzungsmacht. Eine junge Schweizerin vom Zürichsee betreut die 12 kleinen Kinderheime, die von der Schweizer Spende mit Lebensmitteln und Medikamenten versehen werden. Da oben ist's noch kühl und kahl. Klar tönt über unsere Köpfe weg Kindergesang vom „lieben hellen Sonnenschein", als wir ins „Zuginsland" ob Altglashütten (1060 Meter) hinaufsteigen. Seit 14 Tagen sind Kinder aus dem Kinzigtal da. Schlecht gegessen hätten sie die ersten acht Tage; sie sind sich an eine richtige Kost überhaupt nicht gewöhnt. Die junge begabte Kindergärtnerin begleitet uns ins Dorf zurück und unter unsern Fragen verwandelt sich das junge Gesicht in tiefe Schmerzlichkeit. „Alles, was ich auf mir trage, gehört nicht mir. Wir kommen aus dem Osten. Die Eltern sind im Rheinland untergebracht. Ich will mir meine Weiterbildung verdienen. Ich möchte doch Jugendfürsorgerin werden!" Tränen stehen ihr in den Augen, uns auch. So ist es jetzt und später immer: wo wir nur vorsichtig fragen, quillt uns Leid, Leid, Schicksal und Kampf entgegen, härter und grausamer, als wir sie je persönlich kennen lernten. Aber gottlob doch nicht nur das; unterm Leid regt sich ein zäher Wille. Er ist das Geheimnis, das diese aus der Bahn geworfenen Menschen — und das sind sie in irgend einer Weise alle — am Leben und am Hoffen erhält.

Baden-Baden! Durch die lichtarme Nacht hat uns das Auto getragen, an finsteren Dörfern und Städtchen vorbei. Baden-Baden ist unzerstört und darum Sitz der französischen Besatzung. Die Schweizer Spende hat dort ein behördlich reserviertes Hotel zur Verfügung, in welchem wir um Mitternacht noch mit einem richtigen Nachtessen gespiesen werden. Wir gingen am Morgen den Läden nach, wie am Tag zuvor in Freiburg. War das die Welt-Bäderstadt, durch deren Kurpark Fürstlichkeiten aller Länder und die höchste Eleganz Europas promenierten? Arm, arm, häßlich, trostlos mit sorgenvoll schlurfenden alten Frauen, ein paar modischen fremden Damen, hastigen Autoverkehr, schiefhängenden Gartentoren, abblätterndem Verputz, ungepflegten Parken? Da und dort flattert die Trikolore. Es gibt Läden für Franzosen und Läden für die Deutschen, solche mit teurer Parfümerie, ausgesuchter französischer Literatur, andere mit verstaubten ausgestopften Tieren (unverkäuflich), horriblen Anhängern aus Holz oder Lederersatzresten. An zwei Orten, welche Wohltat, ist Spinat ausgestellt, Rhabarber gibt es auch, aber keinen Zucker. Zwei Schaufenster und mit ihnen ein ganzer Laden sind vollgestopft wie ein trauriges Museum: die Austauschstelle. Was der ausgeblutete Haushalt noch hergibt an Entbehrlichem, wird auf diesen „marché des puces" getragen: der Seifkübel, eine Kreuzstichdecke aus Jugendstickungen, Kaffeetassen, Bockleitern, Musikinstrumente und mitten drin thront wie ein lächelndes Fabelwesen ein himmelblauer Hut aus steifgespannter Spitze; gesucht wird dagegen ein Besen, gegen anderes ein Paar Männerschuhe, Bettwäsche, Glühlampen, 1 Hose, usw. Uns schnürt sich das Herz zusammen bei diesem Anblick.

Und weiter geht die Fahrt. Wir durchqueren Karlsruhe und damit die amerikanische Zone. Die „Kriegsstraße", wohl einst die repräsentativste der Residenz, tut ihrem Namen alle Ehre an: Ruinen, Ruinen, aber von den Mauern zünden jetzt noch Aufrufe: „Und doch!", „Haltet aus. Der Sieg ist uns sicher!" Hinter Karlsruhe schwenken wir in die Reichsautobahn ein. In Abständen flitzen Autos der amerikanischen Heeresjugend vorüber; kriegerisch unbewegt sitzen die USA.-Leute mit ihren käferartig gelbgrün-gestreiften Helmen auf den fliegenden Wagen. Für eine Weile dürfen wir Not und Unglück wieder vergessen. Rechts steigt der Odenwald schön bewegt ins Blau, schmiegen sich Städte und Städtchen an die grünen Mulden und alles um uns ist grün. Wald und Wiese und Unterholz, durchsprenkelt vom aufbrechenden Ginster. Wie gern vergißt man! Wie nötig hatten wir dieses Atemholen; denn schon wieder umfängt uns die Hölle der Zerstörung; Mannheim amerikanisch-rechtsrheinisch und Ludwigshafen französisch-linksrheinisch. Leicht schlüpfen wir mit unserem Kollektivpaß und dem Paßwort Don suisse durch die Zonenschranke. Wir sind mitten im Industriegebiet. Wo sollen wir die Worte hernehmen? Unabsehbares Chaos! Im Wasser, längs des Wassers Schiffs-, Häuser- und Fabrikleichen. Nur die Fabrikkamine ragen unversehrt, schlank und sicher aufpfeilend — aber wie sinnlos! — über einem Ozean wildesten Durcheinanders. 20. Jahrhundert...

Unser nächstes Ziel ist Mainz, das goldene Mainz, mächtig und reich einst — noch sehe ich seine Türme wohlgestalt zum Himmel ragen. Heute liegt es zu 88 Prozent in Trümmern. Im Schweizer Spende-Dorf erwarten uns feierlich die Honorationen der Stadt — Oberbürgermeister, Regierungspräsident und andere. Hier haben wir Gelegenheit mit den Behörden ins Gespräch zu kommen. Wir fragen uns, was der Oberbürgermeister mit diesem Scherbenhaufen von Stadt wohl anzufangen weiß. — Hier hören wir zum erstenmal, daß die Trümmer wohl kaum je abgerissen würden, sondern die Stadt an anderer Stelle später neu aufgebaut werden müsse. Wohnungen sind noch keine geplant; vorerst reparieren die Franzosen die öffentlichen Gebäude, um sie als Verwaltungsgebäude zu gebrauchen. Sie haben das Primat. Und schon steht in Aussicht, daß 120 000 Flüchtlinge aus Dänemark im Regierungsbezirk Mainz unterzubringen sind, wo ist auch dem Regierungspräsidenten ein Rätsel. Die heranwachsende Jugend ist das große schwerwiegende Problem der führenden Männer und Frauen. Sie sind heute berufsreife, junge Männer, die Kriegsbuben, haben aber nichts gelernt. Sie können kaum rechnen. Viele Kinder sind noch ohne Väter; andere sind ganz ohne Heimat und ziehen umher. Arbeiten können sie alle nicht, sie haben überhaupt kein Verhältnis zur Arbeit. Unter den Geschlechtskranken, für die jetzt Absonderungsbaracken aufgestellt werden müssen, befinden sich 12—13jährige Mädchen. „Um der Jugend willen müssen wir den Kopf oben behalten", sagte uns eine Schulvorsteherin.

Wir besuchen ein „Altersheim" in einem halbzerfallenen Klosterhofe. Von einer kleinen, abgemagerten Schwester betreut, faßt es 20 alte oder invalide Männer; eine Baracke mit einem Raum für die Bettstellen und einer winzigen Schlafküche für die Schwester! Einer der Alten flickt einen Socken, ein Einbeiniger döst, ein Uralter steht auf den Stock gestützt im Hof und schüttelt den Kopf. Er versteht diese Welt nicht mehr. Und ringsum das ewig gleiche Bild, als sei es gestellt: apokalyptische Zerstörung.

Der Oberbürgermeister führt uns auf die Stätte, von der den katholischen Mainzern große Tröstung zufließt. Da liegen 41 Franziskanerinnen unter den Trümmern begraben. Knieend um die Monstranz haben sie den Tod empfangen, beim Allerheiligsten betend verharrend bis zum letzten Atemzug. Ueber dem großen Grab blühen jetzt Blumen. Im Hostienkeller hat sich der Gärtner des kleinen Friedhofs eingenistet...

Und dann wiederum Fahrt in den Frühling, in ein Paradies von Wäldern zierlicher, schneeweißer Pflaumenbäume. Der Rhein beginnt seinen großen Zauber zu entfalten. Die Abendsonne umfängt das gegenüberliegende Ufer golden und Städtchen um Städtchen wendet sich uns zu.

Koblenz ist der Sitz des Delegierten der Schweizer Spende, eine kleine, wiederhergestellte Villa an der Stoschstraße. Da wohnen auch die schweizerischen Fürsorgerinnen, welche das Barackendörflein betreuen. Wir selber sind im „einzigen Hotel" untergebracht, ebenfalls eine — hinten zerstörte — Villa, geführt von den sehr kultivierten Besitzern des einstigen, heute dem Erdboden gleichgemachten „Riesen-Fürstenhofes". Bescheiden nennt sich unser Hotel der „Kleine Riesen". Meine Schlafgenossin weist zum Fenster hinaus; da liegt im benachbarten Garten

Aus Briefen aus Deutschland

Besonderen Dank für die schönen Worte aus dem Schweizer Frauenblatt (aus Nr. 38. „Zürich empfängt den Kongreß" v. El. St.) und das Morgenstern-Gedicht, in dem so ein großer Glaube ist. ... Es ist für uns Frauen hierzulande unendlich viel wert und hilft und stärkt uns, daß in Ihrem Land soviele mitfühlende, mittragende und tätig helfende Frauen sind. Ich arbeite hier in der Caritas und wir bekamen im Sommer aus der Schweiz Kleidungsstücke und nützliche Dinge, die es bei uns nicht gibt, zum Verteilen; ich habe oft Gelegenheit gehabt, die dankbar strahlenden Gesichter der armen Frauen und Mütter zu sehen, wenn sie etwas bekamen. — Gott segne Sie alle dafür. Von Herzen alles Gute und Dank.

El. Hzn. v. S.—M.

Wir denken mit so großer Dankbarkeit an die hilfsbereite Schweiz und ihre großzügigen Menschen und lernen mit großer Hochachtung alle diese Dinge, die wir in den 12 Jahren allzuwenig bedachten und für die uns die Schweiz in großzügiger und liebevoller Selbstverständlichkeit so ein wunderfeines Beispiel gibt. Nächstenliebe! Darin liegt meines Erachtens das Wesen unseres Lebens, des wirklichen Christseins und unsere größte, wenn nicht vorerst einzige Aufgabe.

Prn. H. J.

Liebe Schwester!

Ich sitze auf der Post in Ratzeburg und bin dem Weinen sehr nah, beinahe geht es nicht mehr, die Tränen zurückzuhalten! (Es handelt sich um die Bewilligung und den Transport zweier Kinder zu den Verwandten in der Schweiz, für welche die Schwierigkeiten seit Februar andauern!) — Vom Schweizer Konsulat aus ist alles in Ordnung, jetzt bin ich hier in Ratzeburg, um von den englischen, militärischen Behörden das Permit zu bekommen. Nun heißt es: nochmals 6 Bilder von jedem Kind, 3 Formulare in dreifacher Ausführung, eine Unterschrift des Bürgermeisters, nochmals an ärztliche Bescheinigung, dann alles wieder, mit der Einreiseerlaubnis der Schweiz nach Ratzeburg, von da nach Kiel, von Kiel nach Berlin — (das ist ja toll. D. Red.) und dann muß man hoffen, daß die Kinder in 6—7 Wochen abfahren können! Ich darf es den Jungens gar nicht erzählen, wenn ich nach Hause komme. Es ist dies reine Tierquälerei, diese Vorschriften sind wieder ganz neu, dauernd wechseln sie. Warum gönnt man nicht wenigstens den Kindern Erholung? Sie sind total herunter, kein Wunder: Keine Milch, kein Fett, irgend einer Art, kein Fleisch, keine Marmelade, ratlos steht man da!

Wir legten Kartoffeln, den ungeeigneten Rest wollten wir essen, als wir den Sack holten, wurden sie inzwischen gestohlen. Mein Mann schläft jetzt in einer Bretterhütte am Acker, damit die gesäten nicht auch noch aus dem Boden gekaut werden. Wenn die Gemüse so weit sein werden, wird er ganz dort schlafen müssen. Ihr ahnt nicht, wie schwer alles ist.

Ich habe auch das Gefühl, daß die Buchbinder-Meisterprüfung (vor der ich stehe) sehr schwierig gemacht wird, hoffentlich glückt's!

Mein Mann hat zwei Morgen Heideland ganz allein in Kultur gesetzt, eine unglaubliche Leistung! Wir tun was wir können, aber ich bin total am Ende seelisch und halte mich nur mühsam aufrecht. Verzeih die Klagen! — (Diese Frau war in dem Roman „Die große Flut" von Mary Lavater-Sloman das Vorbild zu Charlotte Tweensstrong) aber es geht über die Kraft! Jedenfalls halten wir alle das nicht mehr lange aus. Ob es nicht doch das Schönste ist, wenn man tot ist? Ganz ohne Lichtblick kann der Mensch nicht sein, aber ich will mich zusammenreissen, und wenn die Kinder bei Euch sind, macht uns das auch vielleicht wieder Mut.

Aussichtslos ist dieses ganze Dasein, man vegetiert und verzagt dabei. Mein Mann schuftet, stumm, verbissen, ohne Klage, aber mit traurigen Augen, die genug sagen. Ich bin ganz schwindlig von heruntergeschluckten Tränen die nicht satt machen, der Magen knurrt, und ich möchte laut schreien und alles kaput hauen. Jedenfalls habe ich heute meine Meinung deutlich gesagt. Wir sind uns alle einig, daß es entweder anders werden muß, oder wir werfen das Leben hin. Man kann einfach nicht mehr kämpfen.

Deine M.

Die Not der Kinder ist noch nicht zu Ende...

Darum muß die Wochenbatzenaktion weitergeehen . . .

Am nächsten Montag, den 2. Juni, werden die Schulkinder wieder im ganzen Kanton Zürich von Haus zu Haus gehen und die Wochenbatzenkärtchen zum Verkauf anbieten.

Die letztjährige Aktion (1945/46) ergab im Kanton Zürich eine Summe von rund 375 000 Franken. Aus diesem Ertrag erhalten 26 000 Kinder täglich in Oesterreich eine kräftige Mahlzeit.

Mit nur einem Zehner pro Woche kann jede Familie dazu beitragen, daß auch die sechste Sammlung gelingt und unsere immer noch notwendigen Hilfeleistungen weitergeführt werden können.

Wir bitten, die jungen Sammler recht freundlich aufzunehmen. Auch wenn die Schulkinder da und dort statt des Zehners nur eine Ermunterung mitnehmen können, so hilft es ihnen doch, an der nächsten Tür mit leichterem Herzen anzuklopfen.

Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes

---

eine Frau die Außentreppe, die durch die Trümmer führt. Une mer à boire!

Wie können wir unseren lieben Koblenzer Gastfreunden, an der Spitze dem Delegierten der Schweizer Spende, Herrn Ernst, genügend für die schlichte aber so warmherzige Aufnahme danken? Wir essen an einem großen Familientisch, als kennten wir uns schon lange. Wenn die jungen Fürsorgerinnen in die große Wohnstube treten, geht ein Strom von Sicherheit, Freundschaft, Mütterlichkeit von ihnen aus, und wir sind wieder einmal von Herzen dankbar, daß gerade solche Menschen in der schweren Arbeit da draußen stehen. Große Worte gibt es nirgends, aber wir atmen hier und im Barackendorf die Gegenwart einer unvergänglichen Welt, die dieses Elend stark und schützend umfaßt. Diese Kraft der Innerlichkeit verband uns in keiner andern der besuchten Städte so nahe und so warm wie mit den uns durch die Stoschstraße vermittelten Menschen, Vertretern der Besetzungsmacht, dem Oberbürgermeister, den Kammermusikern, die uns Schubert und Mozart spielten, den Koblenzer Fürsorgerinnen und ganz besonders den Menschen in den Häusern, die wir besuchten. Nachts noch hatte die Nachtigall vor unsern Fenstern inbrünstig bis zum Morgen gesungen, aber dann fuhr anderntags ein böser, kühler Wind durch die staubigen Straßen, als wir mit der Fürsorgerin des Gesundheitsamtes die Brücke nach Ehrenbreitstein überquerten. Er schlug auch mit gewalttätigen Stößen ans verklebte hohe Fenster, wo die vierzehnjährige Hedwig lag, ein blasses, geknicktes Waldanemönchen, bleich, mit durchsichtigen, löchrigen Schläfen und Wangen — Tuberkulose, hoffnungslos. Die Mutter steht schweigsam zu Häupten des Lagers. Zwei Söhne hat ihr der Krieg genommen, dieses Kind wird bald nachfolgen; ein einziger Sohn bleibt ihr noch und der um vieles ältere unbeholfene Mann, der wie ein Schatten inmitten der überfüllten Wohnung steht. Aber keine Klage wird laut; nirgends wo wir hinkommen. Es ist nicht mehr nötig darüber zu sprechen, daß es schwer ist. Alle haben es schwer. — Wir steigen in eine Mansarde hinauf. In einer Wohnküche liegt die junge Frau mit offener Tbc. im Bett neben dem sauberen, weißmaillierten Herd, um sich die 3 Kinder von 2—8 Jahren und dabei ihr bleicher, an Nierenblutungen leidender Mann. Sie frägt nach dem Platz im Sanatorium, auf den sie wartet — vergebens. Wir legen ein paar Sachen auf den Tisch; für die armen Menschen ist es Weihnachtsbescherung! Sie können es nicht fassen: Saccharin, ein Nähbeutel mit einer wirklichen Schere, Käse und Schokolade!

Und wieder eine Mansarde, eng, aber blitzsauber, als wäre es Feiertag. Mutter und Tochter wohnen da. Die Tochter richtet sich mühsam im Bette auf; eine Knochentuberkulose der linken Schulter quält das arme dreißigjährige Geschöpf bis zu Tränen. Und dann entrollt sich ein Schicksal vor uns, eines von Millionen. Das Mädchen war als Wehrmachtsgehilfin in Paris von einer eifersüchtigen Kollegin der Veruntreuung angeklagt und in Dunkelhaft geworfen worden, wo sie sich die Schulter anschlug. Dann wird sie mit tausenden von Franzosen zusammen eingesperrt und unaufhörlich verhört. Endlich nimmt sich ein Offizier ihrer Sache an, sie wird freigesprochen. Gleichen Tags vernimmt sie den Tod ihres geliebten, einzigen Bruders, der gefallen ist. „In dieser Nacht fielen mir alle Haare aus. Mein Kopf war so kahl wie mein Arm.“ Sie wird in die Heimat entlassen, krank, und mit den Koblenzern zusammen nach Thüringen evakuiert. Hier beginnt die Fehlbehandlung ihrer armen Schulter, bis man endlich Tbc konstatiert, weil sich große Fisteln bilden. Operation über Operation. Nach der mühevollen Rückkehr nach Koblenz im Massentransport kommt der Vater nach einem Bombardement nicht mehr heim. „Soll ich mein Letztes auch noch verlieren?“ frägt verzweifelt die alte Mutter. Aber Lebenswille schlägt aus den tiefliegenden Augen der Kranken, wie ein Schwert blitzt er auf, und doch weiß sie, daß ein Höchster über ihr Schicksal beschließt; ihm will sie sich fügen. — Die Fähre trägt uns über den abendlichen Rhein.

Tbc — ihr gilt heute der hartnäckige Kampf, aber unter welchen Bedingungen! Die Bombardemente, die Evakuationen ließen die Leute nicht zur Besinnung kommen. Man saß tage- und nächtelang in den eisigen Bunkern. Jetzt sind es Wohnungs- und Nahrungsmisere, im Winter die Kälte, der Mangel an Isolierungsmöglichkeit, die vernünftige Maßnahmen verhindern.

Und dennoch — es ist nicht alles Trostlosigkeit, auch bei diesen armen Menschen nicht, wie müde und teilnahmslos sie auch durch die Straßen gehen. Das ist die Korrektur, die unsere Vorstellungen erfuhren, als wir mitten in den Nöten standen. Wie ein Docht ist das Leben bis zu seinem äußersten Tiefpunkt herabgeschraubt, so daß es gerade noch glimmt. Aber aus der tiefsten Not bricht eine irrationale Kraft. Es gibt Tröstungen, die nur der erfährt, der den Kelch bis zur Neige trinkt. Irgendwo erhält sich das Leben, die Lebenssubstanz fast selbsttätig. Sie ist die wunderbare Bewahrerin, die diese Menschen aushalten und tragen läßt. Darum halten unsere Schweizer-Spende-Leute auch durch und sind glücklich in ihrer Aufgabe trotz vieler Entbehrungen. Sie haben Teil am Leid, aber sie werden auch getragen vom Strom, der in der Tiefe fließt und alle tränkt.

Dem Koblenzer Barackendorf ist es eigen, daß es Freude ausstrahlt und Geborgenheit. Mit großer Liebe sind die Räume ausgestattet. Kisten sind nicht einfach zu Möbeln zusammengenagelt, sondern zu wirklichen Schränken, Kommoden, Lampengestellen geworden, und die Gymnasiasten fabrizieren die hübschesten Kinderwiegen aus ihnen. 60 Frauen arbeiten täglich in der Nähstube. Sähen wir Schweizerinnen doch alle, was für schleierdünne Sachen da noch mühsam geflickt werden, kein Blätz aus unseren Kasten bliebe an seinem Ort, wir wären glücklich, andere damit zu beglücken! Einmal in der Woche arbeiten die Frauen als Entgelt für die Schweizer Spende. Und könnten die Schweizer Spende-Schusterwerkstätten doch vier-, fünfmal so groß sein als sie es heute sind, denn da liegt der größte Jammer: im vorhandenen und nicht vorhandenen Schuhwerk. Kein parkierendes Auto ist sicher, daß ihm nicht ein Stück Gummi zum Flicken weggeschnitten wird. Einen wichtigen Bestandteil bilden auch in Koblenz die Kinderspeisungen (1800 Portionen täglich). Es ist ein ergreifendes Bild, die stummen, eng in die Bänke gepreßten Kinderscharen beim Essen zu sehen und nachher ihre Lehrer, die — wenn alles vorbei ist — stehend ihre Suppe löffeln.

Der Abschied fällt uns nicht leicht. Es ist 1. Mai, Feiertag, als wir hinter Koblenz westlich ins Moseltal abbiegen. Welch sanfte Ruhe umfängt uns da zwischen den rotvioletten Rebenhängen und dem fast unbewegten Fluß mit seinen hellen Grasufern. Burg um Burg grüßt über den kleinen, düsteren Städtchen. Blühender Ginster klammert sich golden hell zwischen die Felsen. Arras versperrt wie ein Riegel das Tal, und dann — kommen wir heim ins Juragebiet? — wellt sich Berg an Berg und Tal an Tal, ins Grüne gebettet, durchzogen von den ziegelroterdigen Aeckern in herrlicher Weite. Und jenseits liegt schon das Land Luxemburg.

In Trier, das im Krieg bis auf 1500 Personen evakuiert war, wiederholen sich unsere traurigen Erlebnisse, doch das Schweizer Spende-Dorf strahlt vor Jugendlichkeit und Frohmut wie seine Betreuerinnen. Im Schatten eines widerwärtig finsteren Gesellen, eines vierzehnstöckigen fensterlosen Hochbunkers, der aber doch etwas nützt (er birgt die Schweizer Spende-Vorräte), macht es sich behaglich breit, hat Springbrunnen und Veranda aus Birkenholz, alles selbstgemacht! Eine Gymnasiastenklasse singt im sauber gefegten Hof „Trittst im Morgenrot daher“ und „Rufst du mein Vaterland“ mit fremder Aussprache und ernsthaften Mienen. In der großen Küche, von der täglich 7000 Eßportionen ausgehen, waltet von halb vier Uhr morgens an ein Koch mit seinen Gehilfen rund um „Trudi“, „Megi“, „Erni“ und „Kathi“. die vier mächtigen Kochtöpfe, und rühmt unsere Herzogenbuchsee-„Hausfrauensuppe“, wie sie hier genannt wird, über die Maßen. Die Kinder hätten sie am liebsten und das tut uns, die wir uns um ihr Entstehen bemüht haben, wohl. Segen über alle die alten Hülsenfrüchte!

Dann ändert sich auf der Weiterfahrt langsam die Gegend. Wir geraten in die Westwall-Linie. Nun sind es nicht mehr die Bombenschäden allein, die das Bild bestimmen, nun kommen wir ins Kriegsgebiet. Dörfer sind heute noch todverwundet und die feiernden Menschen bewegen sich wie Anachronismen zwischen den Schutthaufen. Bunker an Bunker hockt im Gras. Wir ahnen nur, was an Organisation da unter der harmlosen Oberfläche sich verbirgt — o Grauen, Grauen des Krieges, besessene Hingabe der Menschen an einen sinnlosen Dienst und nachher bittere Ernte!

Beim Eindunkeln fahren wir in Saarbrüaen ein. Hochöfen und neben ihnen spitze Schlackenberge wiesen uns den Weg zur Stadt des Fleißes und der früheren Wohlhabenheit. Auf der einzigen Brücke queren wir zum unzerstörten Stadtteil hinüber, zu einem feierlichen Empfang, den uns der Vertreter der Besatzungsmacht bereitet. Das Kasino ist festlich erhellt, man steht sich zuerst ziemlich ratlos und verloren gegenüber, während deutsche Gefangene in zerrissenen, abgeblaßten Wehrmachtskitteln die letzten Stühle hereintragen. Während des Diners — auch deutsche Persönlichkeiten sind eingeladen — liegt Explosionsspannung in der Luft. Frankreich wirbt um die Bevölkerung der Saar, wie man eine Frau wirbt, die weiß, daß man nicht sie, sondern ihren Reichtum will. Wir fühlen uns als etwas peinlich unfreiwillige Zeugen dieses versteckten Kampfes und sind froh, endlich in unseren Betten im Hotel des französischen Roten Kreuzes zu liegen, wo man unseretwegen trotz der lauen und friedlichen Nacht die Zentralheizung in Betrieb gesetzt hat!

In Saarbrücken führt die Schweizer Spende u. a. auch ein Ambulatorium, das besonders für die Behandlung von Hautkrankheiten in Anspruch genommen wird (Krätze grassierte dort und konnte in verhältnismäßig kurzer Zeit gemeistert werden) und bedient die Spitäler mit Medikamenten; Jodpräparate zur Kropfbekämpfung. Wurmmittel und solche gegen Anämie sind sehr wichtig. Die Mütterberatungsstellen erhalten Vitamin D, die Schulbäder Seife, Waschlappen und Handtücher zugeteilt. Die Hilfe erstreckt sich auch hinaus in die zerstörten Dörfer. Unter der Leitung des Zivildienstes arbeiten einheimische Hilfswerke wie Caritas, Arbeiterwohlfahrt und Innere Mission einträchtiglich zusammen. (Die Schweizer Spende benützt auch in ihren andern Niederlassungen die vorhandenen Hilfsorganisationen zur Zusammenarbeit.) Ein sehr kluges Ausleseſystem erfaßt die Kinder für die Ausspeisungen, die hier nur 4 Deziliter pro Kind täglich betragen.

Nach der Besichtigung der Schweizer Spende-Baracken trägt uns die Fähre zum Wohlfahrtsbunker. In die Felsen angriffssicher eingelassen ist dieses fensterlose Bienenhaus, das 120 Heimatlose birgt. Eng ist der Eingang, eng sind die nachtdunkeln Gänge, durch die wir uns tasten. In der Luft liegt ein Desinfektionsgeruch, der sich wie eine schwere Hand aufs Atmen legt. In den Zementzellen bauen sich die Lagerstätten übereinander. Hier und dort schläft einer unbewegt, Männer und Frauen sind streng geschieden. Da sitzen sie ratlos mit den Händen im Schoß: die Großmutter mit dem Säugling, die junge Frau und ein Kind, das uns stumm wie ein Schatten, aber mit finsterer Miene, obschon es Schokolade bekommen hat, verfolgt durch Gänge und Gänge bis ans Tageslicht. „Ich komme aus Posen“, „ich aus Breslau“, „ich möchte zu meinem Mann nach Frankreich“, „ich warte auf meinen Mann, der in Lothringen arbeitet. Wir sollten getraut werden“, sagt eine magere Fünfzigerin ohne Zähne. So geht es von Zelle zu Zelle. Schwestern besorgen dieses Elendshaus, in das täglich um 3 Uhr frische Luft eingepumpt wird, und führen die Gemeinschaftsküche. Eines nur spendet Trost: der winzige Blumenstrauß in jedem Raum.

Wir atmen wiederum auf, als wir an den Schlagbaum Saar-Pfalz kommen. Heitere, unbelastetere Luft schlägt uns entgegen, und die Helle des Frühlings ist mit einemmal wieder da. Drei würdige Männer nehmen uns in Obhut: Regierungsrat Leininger aus Neustadt i. d. Haardt, ein kleiner Mann voller Leben und Energie, Landrat Fuhrmann und ein Journalist. Leidenschaftliche Liebe zu diesem hellen Lande, Stolz auf seine Art und einstigen Reichtum, sind wie Fanfarenklänge über allem, was wir nun auf unserer langen Weiterfahrt über Land und Leute erklärt erhalten. Wir müssen uns Zweibrücken, die Rosenstadt und Wiege der Wittelsbacher, ansehen. Sie existiert wohl in der Erinnerung dieser drei Männer, aber wir sehen nichts als traurige Oede. Der 14. März 1945 löschte die Stadt vollends aus.

Hernach geht es hügelauf, hügelab von Dorf zu Dorf. Wir sind dicht an der lothringischen Grenze und wieder mitten im Westwall. Mannshohe Betonhöcker ziehen in Kolonnen ihre eigene, eigenwillige Straße, Bunker liegen geborsten in den fleißig bestellten Feldern. Sie werden auf Befehl der Franzosen der Reihe nach gesprengt. Und wieder sind wir mitten in zerstörten Ortschaften. Wunderschön liegen sonst die Dörfer mit den einst dunkelroten, kräftigen Steinhäusern im Hügelland verstreut. Aber Elend nun auch hier: Hornbach, Mauschbach, Dietrichingen, Kröppen, Schweix, Hilst; doch hat es der Krieg an sich zum kleinsten Teil verschuldet. Im September 1939 wurden Häuser und Kirchen auf Geheiß der Nazi zerstört, angeblich um „Musterdörfer“ mit Erbhöfen zu bauen; die ansässige Bevölkerung wurde evakuiert und zur Ansiedlung im Osten vorgesehen. „Die hon de Greßewohn gehobt in Kopp!“ schimpfte der Bürgermeister von Hilst, einer jener prächtigen, selbstbewußten Bauern. Aber uns schien der „Größenwahn“ eine viel zu harmlose Erklärung für das erbarmungslose Geschehen zu sein, das sich — wie wir später sahen — über 50 Kilometer weit längs der elsässischen Grenze wiederholte. Da wohnen die Leute nun in Scheunen und Ställen, eng zusammengedrückt im gleichen, oft stockdunkeln Raum. Aus dem Hintergrund einer solchen „Stube“ mit Herd staunt eine saubere hellgelbe Kuh und im „Schlafzimmer“ nebenan steht neben dem blaugewürfelten Bett duftverströmend der hochbepackte Graswagen. „Helfen Sie uns noch ein Jahr, bis die Ernte eingebracht ist“, ist die Bitte des Bürgermeisters von Schweix, „dann können wir uns wieder selber helfen!“ Die Kinder dieser Dörfer haben fast alle einen einstündigen Schulweg. Anziehungspunkt sind (das tut dem Schulbesuch an allen Orten, die wir besuchten, sehr wohl) die Ausspeisungen der Schweizer Spende, die bis in diese abgelegenen Gebiete gelangen.

Allerorten haben wir überströmenden Dank — unverdienterweise — für die viele Hilfe, die die Schweizer Spende bringt, empfangen. Es ist, als liege auf den Tonnen von Lebensmitteln, die unsere Schweiz spendet, sichtbar ein Segen. Wir wundern uns, wie weit herum im Land die Hilfe reicht, dieser „Tropfen auf den heißen Stein“, der uns das Helfen oft verleiden oder entwerten will. Und dabei reicht diese Hilfe auch nach Oesterreich, Polen, Ungarn, Finnland, Jugoslavien, Griechenland, England, und weit mehr als eine Million Kinder sind bis heute erfaßt. Aber nicht allein, daß wir Kindern über gefährliche Klippen weghelfen, ist der innerste Wert dieses Dienstes; wüßten wir es doch besser und wiederholten wir es uns in unserer schweizerischen Gesichertheit Tag für Tag: der geistige Beistand ist das Licht, dem Unzählige in der Finsternis ihrer Trübsal nachlaufen. „Wenn dieser Tropfen ausbleibt, geht uns der Atem aus. Was Sie uns schicken, ist eine Hoffnung, weil es die Gewißheit gibt, daß jemand in der Welt ist, der durchhilft“, sagte uns der Oberbürgermeister von Mainz

Die Schweizer Spende arbeitet planmäßig und will nichts tun, was ihre Kräfte übersteigt, sondern sie bemüht sich, die vorhandenen Mittel so wirksam als möglich einzusetzen. Darum durften wir es erleben, wie sie bei der Besatzungsmacht und den deutschen Behörden gleichermaßen anerkannt ist, und wir freuen uns am menschlich schönen Verhältnis, das der Delegierte Herr Ernst zu den Persönlichkeiten aller Lager hatte, wo wir auch hinkamen. —

In der Staatlichen Landesanstalt für Obst- und Weinbau in Neustadt i. d. Haardt, das wir an diesem letzten Abend erreichen, ist in den hohen Kellergewölben ein Zwischenlager der Schweizer Spende untergebracht. Wieder feiern wir Begegnung mit unserer „Crème mixte Potage“, mit vollen Säcken, Tonnen und Fässern.

Am nächsten Tag sind wir auf der Heimfahrt. Nochmals steigen wir da und dort aus, um in Notbaracken zu treten, enge, vollgepfropfte, aber säuberlich aufgeräumte. Bauern fahren mit Leihgespannen auf die Felder. Dann kommt die Landesgrenze und der herzliche Abschied von unseren Gastgebern. Und hinein gleiten wir ins Elsaß, ein wenig entlastet vom Druck der Not, um nach kurzem doch wieder zu erleben, daß auch hier Krieg war und die Wunden nicht vernarbt sind. In behutsamen Kolonnen begehen Bäuerinnen ihre treibenden Felder, mit langen Stecken nach Minen suchend. Sobald wir mit Frauen ins Gespräch kommen, liegt auch da das Elend bloß und wenden sie sich tränenden Auges ab. Erst an der Schweizergrenze — hoch hängt der Mond im Blauen und die Konturen der Vogesen werden blaß und zart — endet Kriegsnot und unendliche Betrübnis.

Was soll aus unseren Hilfswerken im Ausland werden, was soll aus der Schweizer Spende werden, wenn sich die Mittel im Laufe dieses Herbstes erschöpfen? Darf sie ihre Arbeit, die so bitter nötig ist, vor dem kommenden gefürchteten Winter abbrechen? Werden die Baracken Notwohnungen für ein paar wenige Familien werden? Zerstreuen sich die Equipen und bleibt die Hilfe der Schweiz in der Erinnerung eine schöne und freundliche Geste?

Wir hoffen, daß unser Volk die richtige Antwort finde. Obschon wir alle heute so sehr dem persönlichen Leben verpflichtet zu sein scheinen: wenn wir Not wirklich sehen und erkennen, raffen wir uns auf und tun, was wir tun müssen: wir helfen. Selbst wenn — wie im Falle Deutschland — das Helfen für manche Ueberwindung kostet, wir haben über Schuld oder Nichtschuld nicht zu entscheiden. „Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber ...“. Als Kind wußten wir schon, wer von den drei Wanderern tat, was in Gottes Willen lag. EF.

Aus der badischen Frauenarbeit

Eingabe des Frauenringes Baden-Baden an die beratende Landesversammlung für Südbaden

Der Frauenring Baden-Baden legt hiermit die Ergebnisse seiner Besprechungen vor und bittet um Aufnahme der im folgenden vorgeschlagenen Artikel in die Verfassung für Südbaden.

A. Es obliegt der Regierung, Bestrebungen und Arbeiten für den dauernden Frieden zu fördern.

B. Handlungen, die geeignet sind, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, sind verfassungswidrig.

C. Männer und Frauen haben die gleichen staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte.

D. Männer und Frauen erhalten für gleiche Arbeit die gleiche Entlöhnung.

E. Die der Familie gewidmete häusliche Arbeit der Frau wird der Berufsarbeit gleich geachtet.
Das gesetzliche Güterrecht ist so umzugestalten, daß die Frau an dem während der Ehe erworbenen Vermögen angemessen teil hat.

(Die Eingabe weist darauf hin, daß die Artikel C, D und E in der Verfassung für (Nord-) Württembergbaden wörtlich oder sinngemäß bereits enthalten sind.)

Darf man anderer Leute Kind schlagen

Gerecht denkende Menschen, die ihr Herz auf dem rechten Flecke haben, wissen, daß, wenn ein Kind durch Schläge gestraft werden soll, dies von seinen Eltern zu besorgen sei.

Dessen ungeachtet gibt es immer wieder Leute, die glauben das Recht zu haben, andere Kinder zu maßregeln. Ja und dies oft noch, wenn ein gutes Wort, oder eine leise Mahnung am Platze wäre. Meistens geschehen solche verwerfliche und aufs dringlichste bekämpfende Grobheiten von Seiten der Mutter, die sich bei kleinsten und banalen Kinderstreiten, veranlaßt fühlt tätlich einzugreifen, wobei sie natürlich in ihrer blinden Liebe ihr eigenes Kind in Schutz nimmt.

Solche Episödlein trifft man überall dort an, wo Frauen zu wenig beschäftigt sind und dadurch ihr einzig umhütetes Kind zu sehr verwöhnen können.

Wie aber wirken Schläge auf das betroffene Kind? Gewiß immer vernichtend. Es ist nicht anders möglich, es wird in solchen Momenten die Täter verachten, die nicht imstande sind, die Sache objektiv zu untersuchen und auf friedlichem Wege, im Sinne „des Helfens“ einzutreten.

Jede Mutter, die ihrem eigenen Kinde eine gute Mutter ist, sollte so viel erzieherischen Einfluß auch auf andere Kinder haben und anwenden.

Sie sollte All-Mutter sein. Das ist ja auch die Aufgabe der Frau. Aber daran scheint es eben zu hapern.

Man will da und dort sich nützlich zeigen, aber im Wesentlichen, worauf es wirklich und einzig ankommt, das im Stillen leuchten und wirken soll, da versagt man.

Solange wir aber nicht dort im Kleinen ansetzen, wo es wirklich auf unsere Gesinnung und Herzensbildung ankommt, werden wir auch in großen und umfassenden Aufgaben keinen — Erfolg haben.

Solange unsere Liebe und Güte begrenzt im engen Kreise bleibt, statt darüber hinaus zu wachsen, solange wird die Welt ein Jammertal bleiben.

Trudy Baer.

Redaktionsschluß
jeweilen am **Dienstag abend**
Die Redaktion

Aus Verbänden und Frauenzentralen

Bernischer Frauenbund

Am 16. Mai tagte diese kant.-bernische Frauenorganisation, welche Sektionen im ganzen Kanton, deutsch- und welschsprachige zusammenfaßt und im bernischen Volksleben immer wieder durch ihre Arbeit und ihre Aktionen eine führende und segensreiche Rolle spielt. In der gut besuchten Versammlung im schönen großen Saal des Konservatoriums (dessen Akustik offensichtlich besser auf Musik als auf das gesprochene Wort zu reagieren scheint!) leitete die rührige und bewährte Präsidentin, Fräulein Rosa Neuenschwander mit großer Umsicht und Speditivität die lebhaften Verhandlungen und die Aktionen wie Lumpensammlung zu Gunsten des Pestalozziheims, Säuglingswäsche für Rotes Kreuz usw. Der Bericht über die Schwierigkeiten und Existenzsorgen des Verbandsorgans „Die Berna" löste allerlei zweckmäßige Sanierungsvorschläge aus, und man konnte konstatieren, daß die Zersplitterung und Aufspaltung unserer Frauenpresse durch die unendlich vielen kleinen eng umrissenen Fach-Frauenzeitungen denjenigen die Existenz erschweren, die sich unter den großen Zusammenhängen annehmen möchten. Es wurden kleine Erfolge beim Radio Beromünster betr. Verlängerung der Mittagssendungen gemeldet, auf die Eidgenössischen Frauenturntage im Juli, den Internationalen Verwaltungskongreß und den Esperanto-Kongreß in Bern aufmerksam gemacht. Die Bemühungen um 75 französische Fürsorgerinnen, die zum Ferien- und Studienaufenthalt nach Bern kamen erforderte viel Arbeit; österreichische Fürsorgerinnen in bescheidenerer Zahl werden erwartet. Der Freiwillige Spital-Dienst, die Haushalt-Entlastungs-Aktion für Hausfrauen fanden wenig Echo. Umso größere Aufmerksamkeit sollte auch dieses Jahr dem freiwilligen Landdienst geschenkt werden, der noch eine dringende Notwendigkeit ist.

Fräulein Dr. Grütter gab ein aufschlußreiches Exposé über die Bar- und Dancingsfrage, die in unserem Blatt schon öfters im gleichen Sinn behandelt worden ist. Vor allem sollten von den Behörden aus auch die Vorschriften über den Wirtschaftsbesuch der Jugendlichen und Minderjährigen strenger gehandhabt werden. Freizeit-Gestaltung, gesund organisierte Clubs, Vertiefung des Familienlebens und vor allem Fürsorge für die Jugend die aus dem Ausland, der Welt, zurückkehrt. Die ländliche Jugend darf nicht durch die Auswüchse in der städtischen Jugend vergiftet werden.

Der Nachmittag brachte eine Schilderung von Frau Debrit-Vogel über ihre Reise mit der Schweizerspende nach Deutschland, deren Inhalt ausführlich im Bericht von Frl. Faßbänder in dieser Nr. widergegeben ist. Darauf folgte ein schön gefaßter Vortrag von Herrn Minister Dr. W. Stucki über unsere Demokratie, in welchem er besonders die Verantwortung des Einzelnen für die Gestaltung des Ganzen hervorhob. Alle sind aufeinander angewiesen, und weil es leichter ist, sich in den wirtschaftlichen Gruppen gegenseitig aufzupeitschen, ist es wichtig, sich in gemeinsamer Aufbauarbeit zu verstehen und zu verständigen. Die freie Meinungsäußerung ist die notwendige Grundlage jeder Demokratie. Der Proporz in unserem Parteisystem hat alle persönliche Einsatzfreiheit vernichtet. Mit einem Hinweis auf die kommenden wichtigen Abstimmungen und dem Appell an die politisch benachteiligten Frauen je und je in positivem Sinn ihre männliche Umwelt zu beeinflussen, um eine lebensfähige Demokratie zu bleiben, schloß Minister Stucki nach noch verschiedenen interessanten Ausführungen seinen Vortrag.

Die ganze Tagung ergab ein anschauliches Bild von der unermüdlichen und weitausschauenden Tätigkeit des bernischen Frauenbundes, der in seinem Pestalozziheim in den letzten Jahren ein Werk geschaffen hat, das die Unterstützung und das Interesse weitester Kreise verdient.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Die Aargauische Frauenzentrale

kann über ihre 25jährige Tätigkeit berichten, und tut das in einem umfassenden Bericht. Aus den Erfahrungen des letzten Weltkrieges und auf die Anregung von Fräulein Elisabeth Flühmann hin gegründet, wurde F. Z. im vergangenen Zeitraum ein Mittelpunkt des aargauischen Frauenschaffens. Die Schaffung einer Berufsberatungsstelle, Gründung von Suppenküchen, Betreuung mehrerer hundert Kellnerinnen während großen eidgen. und kantonalen Festen, Eingaben, Erziehung der Frauen in staatsbürgerlichem Sinn, für soziale und wirtschaftliche Aufgaben usw. Wer kennt sie nicht alle diese Aufgaben, die einer F. Z. ungesucht auf die Schultern gelegt werden, sobald sie zu existieren beginnt? Die erfolgten Eingaben betreffen ungefähr alle Gebiete, auf denen die Frauen aller Kantone für ihre Besserstellung und ihr Recht kämpfen; Staatszugehörigkeit der verheirateten Schweizerin, Mutterschaftsversicherung, Bürgschaftsgesetz, Zuziehung der Frau in gewisse Behörden, etc. etc. Auf die Frage: Wie weiter? antwortet die Berichterstatterin mit dem Leitmotiv aller Frauenzentralen: „Wir Frauen der Gegenwart helfen, wo immer möglich, den Weg zu ebnen von Mensch zu Mensch."

Frauenzentrale beider Basel 1946.

Sie meldet mit großem Bedauern den Rücktritt von Fräulein R. Göttisheim als Präsidentin, und denjenigen der Vizepräsidentin Frau Schönauer-Regenaß. Das Präsidium nahm am 1. Juni Frau G. Oeri-Sarasin. Ein Berufskurs für Anstaltsgehilfinnen hatte guten Erfolg mit 21 Schülerinnen, ist aber finanziell eine große Belastung für die F. Z. Mitarbeit an der Hilfsaktion der Schweizerfrauen, eine Eingabe an das Erziehungs-Departement für beschleunigte Einführung der obligatorischen hauswirtschaftlichen Kurse, Sammlung der im Zivilen F. H. D. freigewordenen Kräfte, wobei sich 50 Frauen zu gelegentlichen freiwilligen Hilfsarbeit bereit erklärt haben, Aufhebung der Möbel- und Aussteuer-Beratungsstelle infolge Mangel an finanziellen Mitteln, Unterstützung der Propaganda für die A. H. V., Reorganisation des Schweiz. Rundspruchs für vermehrtes Mitspracherecht der Frau, berufliche und staatsbürgerliche Fragen, und viele andere Aufgaben beschäftigten die F. Z. und stellten ihre Notwendigkeit und segensreiche Arbeit unter Beweis. El. St.

Frauenzentrale Winterthur

In Winterthur versammelten sich Vorstand und Delegierte der Frauenzentrale Winterthur zur Entgegennahme des 28. Jahresberichts und der Rechnung pro 1. April 1946 bis 31. März 1947. Wenn die Tätigkeit der Zentrale im großen und ganzen dieselbe wie im Vorjahre blieb, so darf doch festgehalten werden, daß auch das Berichtsjahr im Zeichen der Sammlungen stand. Die Kartoffelaktion für Oesterreich durch Frau Dr. Arbenz-Huber und Frau Dr. von Salis vorzüglich organisiert, ergab 25 Tonnen Kartoffeln. Weitere Sammlungen waren diejenige für die hungernden Kinder und Mütter Europas, die Kondensmilch- und Hülsefrüchteaktion, die Mc.-Sammlung, die sehr erfolgreiche Sammlung für unsere Patenstadt Hall. Während diese Sammlungen nun abgeschlossen sind, gehen die Aktionen des Roten Kreuzes für notleidende Kinder im Ausland, sowie die Kleidersammlung für unsere Bergbevölkerung ununterbrochen weiter. Höhepunkt für unsere sozial tätigen Frauen war der Frauenkongreß im September vergangenen Jahres, wie auch speziell für den Vorstand der Frauenzentrale das Jubiläum von Frl. Gertrud Bieser, die seit 25 Jahren in bewährter und vorbildlicher Weise das Sekretariat der Zentrale betreut. Der Bericht über das Geschäftsjahr 1946/47 hebt wiederum die starke Inanspruchnahme durch die sehr beliebte Ferienhilfe für Frauen und Mädchen hervor. Auch der Mangel an Hausangestellten bereitet nach wie vor Sorgen. Jeden Tag wird das Sekretariat, meist ohne Erfolg, um seine vermittelnden Dienste angegangen. Erfreulich ist die gute Zusammenarbeit mit den öffentlichen Fürsorgeämtern, die sich immer wieder an das Sekretariat wenden. Aufschlußreich waren auch die verschiedenen Kommissionsberichte: Ferienhilfe, Flickhilfe für kinderreiche Familien, Nähstube, Hausdienst, Laden. Frau Wachter-Böschenstein, die langjährige und bewährte Betreuerin des Quästorates, verlas hierauf die, trotz umfangreicher Zuwendungen von privaten Gönnern und hiesigen Geschäften defizitär abschließende Jahresrechnung. Mit dem Dank an alle treuen, fleißigen Mitarbeiterinnen in Vorstand und Kommissionen ging die Vorsitzende zu den Wahlen über. Alle Vorschläge über Neuwahlen wie auch Wiederwahlen wurden von der Generalversammlung einstimmig angenommen und die Präsidentin, die altbewährte, nimmermüde Lisa Weber, deren taktvolle Leitung der Zentrale wir nie missen möchten, mit Akklamation wiedergewählt. cf.

Bei den Landfrauen

(Eingef.) Am 20. Mai tagten in Glarus die Delegierten des Schweizerischen Landfrauen-Verbandes. Als neue Sektion konnten die Bäuerinnen des Kantons St. Gallen begrüßt werden. Die Mitgliederzahl des Verbandes ist damit auf über 25 000 angewachsen.

Nach den ordentlichen Jahresgeschäften hörten die Delegierten zwei Referate über die Abstimmungsvorlagen vom 6. Juli. Herr E. Aebi, Vizedirektor des Schweizerischen Bauernverbandes, sprach über die neuen Wirtschaftsartikel; Herr Dr. Jaggi, Brugg, referierte über die Alters- und Hinterlassenen-Versicherung. Die Versammlung faßte folgende Resolution: „Die in Glarus am 20. Mai 1947 tagende Delegiertenversammlung des Schweizerischen Landfrauen-Verbandes erachtet die Annahme der neuen Wirtschaftsartikel und die Einführung der Alters- und Hinterlassenen-Versicherung als eine absolute Notwendigkeit. Sie erwartet davon eine Sicherung der bäuerlichen Familie, die segensreiche Weiterentwicklung der schweizerischen Landwirtschaft und einen wirksamen Einfluß auf das allgemeine Wohlergehen unseres Landes."

Die Hauspflege als Beruf

An der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Frauensekretariates vom 17. Mai 1947 wurde in den Vormittagsvorträgen, — auf den zweiten geschäftlichen Teil am Nachmittag treten wir nicht ein — das Hauspflege-Problem behandelt. Drei Referentinnen, Schwester Jenny Thomann, Leiterin der Heimpflegerinnenkurse an der Bündner Frauenschule in Chur, Frau Oberin Dr. L. Leemann, Männedorf und Fräulein Gertrud Niggli, Sekretärin der Abteilung II des Schweizerischen Frauensekretariates beleuchteten die Frage von verschiedenen praktischen und theoretischen Seiten und trugen damit Wesentliches zu deren Lösung bei.

Aus allen drei Vorträgen geht mit eindringlicher Deutlichkeit die Notwendigkeit hervor, daß das Hauspflegeproblem in Angriff genommen und einer Lösung entgegengeführt werde. Das stets wachsende soziale Bedürfnis hat die Reife beschleunigt. Die für eine Lösung günstige Stunde ist gekommen.

Hauspflegen gibt es schon seit 1892. An den verschiedensten Orten wurde immer wieder versucht, Hauspflege in irgend einer Form praktisch auszuüben. Da es sich bei all diesen Versuchen um mehr private, vereinzelte und für sich isolierte Anstrengungen handelte, besteht keine Uebereinstimmung in der Auffassung des Hauspflegegedankens noch in dessen praktischer Gestaltung. Daher kommt es, daß die verschiedensten Menschen ganz Verschiedenes meinen, wenn sie von Hauspflege sprechen und es nötig ist, daß sie sich erst einigen über das, was sie darunter verstehen wollen, um ein Aneinandervorbeireden zu vermeiden.

Es gilt die Hauspflege zu einem eigentlichen Beruf mit klar umschriebenem Aufgabenkreis, mit bestimmter Vorbildung, mit geregelten Anstellungsverhältnissen zu schaffen. Der Beruf der Hauspflegerin ist klar gegen denjenigen der Schwester und der Hausangestellten abzugrenzen. Es soll nicht die Möglichkeit bestehen, die Hauspflegerin als Schwester zweiter Klasse oder als bessere Hausangestellte zu betrachten. Ihr Beruf ist etwas ganz anderes als der Schwestern- und der Hausangestelltenberuf, etwas Eigenständiges.

Die klare Abgrenzung gegen Grenzberufe, zu denen auch derjenige der Fürsorgerin zu zählen ist, mag zu verschiedenen Bedenken Anlaß geben. Die Beweglichkeit wird verringert, es könnte eine gewisse hemmende Versteifung eintreten. Obwohl die Gefahr zugegeben und ernst genommen werden muß, ist sie unbedeutend den Vorteilen gegenüber, die geordnete Berufsverhältnisse mit sich bringen. Sobald der Beruf der Hauspflegerin öffentlich anerkannt ist, und sie den Schutz eines Berufsverbandes genießt, gewinnt sie in Achtung, wodurch ihre Einflußmöglichkeit erhöht wird.

Der Schutz, der der Hauspflegerin aus geregelten Berufsverhältnissen zu teil wird, wirkt sich auch auf moralischem und wirtschaftlichem Gebiet aus. Indem sie arbeitet, ihre ganze Kraft für das Wohl anderer Menschen einsetzt, wird ihr, ohne daß sie dafür besonders zu kämpfen braucht, die Befriedigung eigener und familiärer Lebensbedürfnisse ermöglicht. Die Lohnverhältnisse sind geregelt. Es ist nicht zu befürchten, daß die freiwillige Liebestätigkeit keinen Raum mehr finden wird, es wird nie zu viel Liebe in der Welt sein. Wenn die ganze Hauspflege aber dieser überlassen bliebe, könnten die sozialen Bedürfnisse niemals genügend befriedigt werden, da es Menschen gibt, die darauf angewiesen sind, mit ihrer Arbeit ihr Brot zu verdienen. Es ist auch richtig, daß diesen ein angemessener Entgelt zugebilligt und gesetzlich festgelegt werde. Ohne diese Regelung wäre die Hauspflegerin stets Wechselfällen des Lebens ausgesetzt und müßte mit eigenen Sorgen beladen ihrer Arbeit nachgehen, was dieser bestimmt nicht zum Vorteil gereichen würde. Die Regelung der Anstellungsverhältnisse wird auch eine Ueberarbeitung und Ausnützung der Arbeitskraft weniger leicht möglich machen. Auch auf diesen Schutz hat sie ein Anrecht. Es wird ihr leichter sein, einmal Ferien zu machen, wenn sie weiß, daß man darin etwas ganz Selbstverständliches und nicht etwa einen schlechten Willen zur Arbeit sieht. Es ist eine stets wiederkehrende Erfahrung, daß der ungeschützt dastehende Mensch, denken wir nur an die Witwe oder Waise, im Leben viel leichter von gewissenlosen brutal-egoistischen Menschen ausgenützt wird als derjenige, der von andern Menschen oder Gesetzen geschützt wird. So wirkt sich die gesetzliche Regelung nicht nur schützend für die Hauspflegerin, sondern haltgebietend für gewissenlose Menschen aus.

Die Ausbildung der Hauspflegerin hat auf die praktischen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen. Wichtig ist es, daß sie die Hausgeschäfte beherrscht und geistig fähig ist, einen Haushalt planmäßig selbst zu führen, nicht nur ein Budget aufzustellen, sondern es auch durchzuhalten. Sie muß aber auch etwas von der Krankenpflege verstehen, damit sie die Anweisungen des Arztes oder der Gemeindeschwester befolgen kann. Da sie auch die Kinder zu betreuen hat, sollte sie über Kindererziehung orientiert und zur autoritativen Führung befähigt sein. Dies führt uns auf die außerordentlich wichtige Feststellung, auf die die Vortragenden stets hinweisen mußten, daß bei der Hauspflegerin die menschliche Qualität eine sehr große Rolle spielt. Junge unerfahrene Menschen eignen sich nicht gut für eine Arbeit, die menschliche Reife und Festigkeit des Charakters verlangt. Oft hat die Hauspflegerin eine schwere seelische Familienlast allein zu tragen, sie ist es, die der ganzen Familie Halt geben, diese zusammenhalten muß. Sie darf deshalb nicht zu jung sein und hat ihre charakterliche Eignung unter Beweis zu stellen, bevor sie einen Fähigkeitsausweis als Hauspflegerin erhalten kann. Es ist leicht denkbar, daß ältere Hausangestellte, die eine große Erfahrung im Haushalt und Leben hinter sich haben, sich für die Arbeit eignen. Es ist kaum zu befürchten, daß sich eine große Zahl ungeeigneter Kräfte in den Beruf drängen wird, da niemandem die Schwere und das Opferverlangende der Arbeit verborgen sein dürfte.

Schon da und dort werden Anstrengungen gemacht, Hauspflegerinnen in diesem Sinne auszubilden. Wir erinnern hierbei nur an die Bündner Frauenschule in Chur und an den großzügigen Versuch der Stadt Zürich, wo unter dem Patronat des Stadtarztes Heimpflegerinnen-Kurse durchgeführt werden.

Was noch fehlt, sind gemeinsame schweizerische Bemühungen und Richtlinien, die die Einzelbemühungen zusammenfassen und unter ein gemeinsames Dach bringen könnten. Es wurde die Schaffung eines schweizerischen Komitees angeregt, das die Fragen zu studieren und Richtlinien für die Ausbildung, die Anstellungsbedingungen und den Arbeitsbereich der Hauspflegerin auszuarbeiten hätte, nach welchen dann die Einzelorganisationen in den verschiedenen Landesgegenden je nach ihren Verhältnissen ihre Bemühungen aufbauen und variieren könnten.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß eine baldige Lösung zum Wohle der kranken Frauen und Mütter der Schweiz gefunden werde.

Manche Mutter könnte leichter und schneller genesen oder sich im Wochenbett erholen, wenn sie ohne Sorgen im Bette oder Spital liegen dürfte. Allen, die zur Lösung der Aufgabe beitragen, gebührt aufrichtiger Dank. Dr. E. Br.

Helft dem Schweizerkind, kauft Vergißmeinnicht-Abzeichen!

Der Straßenverkauf findet in der ganzen Schweiz am 31. Mai und 1. Juni statt. (Ausnahmen Stadt Bern sowie Amt und Stadt Luzern: 5. Juli.)

Aktion für das gesundheitlich gefährdete Schweizerkind, Zentralstelle, Zürich 8, Seefeldstraße 8, Telephon 32 72 44, Postcheck VIII 311.

Ideen, sagten Sie vorhin. Hab ich Ihnen denn nicht deutlich erklärt, daß ich sie als Ueberraschung zur Verlobung meines Sohnes brauche? Sie soll ein Symbol sein. Mein Sohn kehrt aus fremden Kriegsdiensten heim. Er will sich einem friedlichen Beruf zuwenden, einen Herd gründen und den Boden bebauen. Nun sollte diese Dose gleichsam, ja — gleichsam die neue Lebensform darstellen. Sie sollte eine Verkörperung des Ehestandes sein, und der süße Inhalt..." „Ganz richtig, Frau Major", warf der Goldschmied dazwischen, „ich fand eben diesen Gedanken sehr reich und sehr schön, und ich habe mich redlich bemüht..." „Redlich bemüht", schnitt die Majorin entrüstet ab. „Redlich bemüht! Es sollte doch symbolisch sein". Sie hielt die Zuckerdose in Armlänge von sich und erläuterte mit feldherrlichen Gebärden die Visionen, wie sie ihr vorschwebten. „Hier, auf dem Deckel", sie wies gegen das silberne Knopfblümchen, „stelle ich mir zum Beispiel den Gott Mars vor, dem der Rücken gekehrt wird." „Dem was?", fragte Herr Gregorius unentwegt höflich, nur seine Augenbrauen rückten noch ein bißchen höher in die Stirn. „Ja," fuhr die Majorin fort, „Amor dreht ihm den Rücken. Oder meinetwegen auch, Amor triumphiert auf dem gefällten Mars". „Mhm", machte der Goldschmied zustimmend, mit niedergeschlagenen Augen. Er lebte sich in der Vorstellungswelt der Majorin ein: „Ich verstehe. Amor als Deckelknopf gedacht. Man faßt ihn jedes Mal beim Oeffnen mit Daumen und Zeigefinger um den Leib". „Und dann", brauste die begeisterte Dame dahin, „denke ich mir rings um die Dose in getriebener Arbeit Kriegsszenen hintenherum, und vorne Szenen aus dem Landleben, die einen in die andern übergehend. Oder auch, hab ich mir gedacht, können es kleine Ereignisse und Vorfälle aus dem Leben der Braut und des Bräutigams sein. Das wäre sogar noch sinniger. Zum Beispiel wie sie als Kinder Verstecken spielen oder blinde Kuh, wie er sie zum ersten Mal erblickt, das Mädchen schneidet Rosen... Aber nein", unterbrach die Majorin plötzlich, „das konnten Sie noch nicht wissen".

Herr Gregorius blickte friedfertig auf die Zuckerdose nieder, die er geschickt und unauffällig den Händen der Dame entwunden hatte, als sie sie während ihrer Ausführungen gar zu bedrohlich schwenkte. Er sagte bescheiden: „Um Ihre reichen Ideen zu verwirklichen, hätte ich einen antiken Sarkophag zur Verfügung haben müssen. Weil ich gezwungen war, mich zu beschränken, nahm ich einfach Ihre hübsche Idee, weil ich fand, sie wäre Symbols genug: die Ehe ein kleines kostbares Gefäß, mit Süße gefüllt. Wie wärs, wenn Sie all diese Gedanken von vorhin in einem Gedicht zusammenfaßten und es samt dem Gegenstand von einem kleinen Kind den Brautleuten überreichen ließen? Man könnte das Bäbchen sogar als Amor verkleiden..."

„Das könnte Ihnen so passen", rief die Dame aufs Höchste erbost. „Hab ich Ihnen nicht einen rechten Preis angesetzt, damit das Geschenk etwas vorstellen sollte?"

Der Goldschmied stellte die Dose hinter sich auf den Werktisch. Sein Blick streifte Lieschen, die wie zur Salzsäule erstarrt, immer noch das Löffelchen in der Hand, zum Fenster hinausschaute und an der recht lebhaften Auseinandersetzung überhaupt nicht teilzuhaben schien.

Der junge Mann wandte sich mit verschränkten Armen wieder der Majorin zu: „Ich merke, die Dose gefällt Ihnen nicht. Ich behalte sie. Mir ist da ein Gedanke gekommen..." „Wie? Sie haben schon eine andere Verwendung dafür.", fuhr die Gestrenge auf. „Wenn Sie Ihnen doch nicht gefällt", beschwichtigte der junge Mann, „ich mache Ihnen eine neue mit Szenen, mit Amor und Mars und Venus...." „Nein danke", schnitt die Majorin ab. „Und wenn mein Sohn heut oder morgen ankommt? Was dann Nichts da. Geben Sie die Dose Lisette mit. Wenn sie nicht gefällt..." „Wenn sie nicht gefällt", echote der Meister, „bringen Sie sie mir ruhig zurück."

„Was ist denn mit dem los," rief die Majorin, die nun wieder ihre ungeteilte Aufmerksamkeit auf ihre Umwelt wenden konnte. Sie hatte einen Blick durchs Fenster geworfen, wo geduldig die Sänfte wartete. „Da steht der Mensch auf einem Bein wie ein Storch". Sie meinte Christoph. Lisette kam von ihrem weiten Gedankenausflug zurück, legte das Löffelchen endlich hin und sagte verdrossen: „Er hat doch Hühneraugen, Tante." Ein vernichtender Blick traf sie und die Worte: „So was sagt man höchstens französisch, Lisette!"

Und die Tante rauschte hinaus. Vergessen war das wichtige Patengeschenk. Etwas später zwar sollte das Donnerwetter für die Unterlassungssünde über Lieschens armes Haupt hereinbrechen, aber zu einem Zeitpunkt, wo es dem wackern Frauenzimmerchen nicht mehr viel anhaben konnte.

Jetzt verfolgten die Beiden in der Werkstatt zurückgebliebenen über den halben Samtvorhang hinweg die stürmische Einschiffung der Majorin. Diesmal übernahm Fritz die Sorge, mit seinen derben Fäusten die Damastfalten vorteilhaft zu plazieren. Endlich entfernte sich die Sänfte wie eine Gallione in schwerem Seegang.

„Ach bitte, schnell, schnell, Herr Gregorius", bat Lieschen unter der Tür, „ich möchte so gern auch noch trocken heimkommen". Und sie nestelte hastig an der kleinen Kapuze, die hinten am Kleid festgenäht war, mehr zur Koketterie berechnet als zum Wetterschutz, und zog sie über den Scheitel. Der junge Meister drückte lächelnd dem Mädchen die in Seidenpapier verpackte Zuckerdose in den Arm und sagte: „Ich hoffe zuversichtlich, Sie bringen sie bald wieder." Und Lieschen rief im Davoneilen über die Schulter: „Wenns nach mir ginge, gewiß nicht. Sie ist so schön!"

Die Gasse, die sich am Morgen so freundlich gezeigt, sah dunkel, öd und verlassen aus. Der Himmel hatte sein vorlautes Blau versteckt hinter einer grauen Decke, und daraus fing es zu regnen und zu schneien an. Es waren große, nasse nichtsnutzige Flocken, nicht die feinen, reinlichen Sternchen, die sich zierlich auf Haar und Muff setzen, und sich die Mühe nehmen, in leiser geduldiger Arbeit Straßen, Dächer und Mauerkuppen zuzudecken. Es waren Hudelstücklein, halbe Taschentücher, ein unruhiges Gefetze, das im Nu den Boden deckt und sich wieder ebensoschnell in ein unerfreuliches Geflitsche auflöst, nur für derbe Stiefel gangbar. Und das Flockengewirbel war so dicht, daß man kaum die Hand vor dem Gesicht sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

802 003

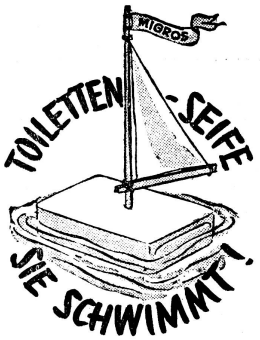
NEU!

Friedensqualität

Toilettenseife

stark schäumend, tief reinigend, macht die Haut geschmeidig, hinterlässt leichthaftendes Parfüm und kostet nur

65 Einheiten 80 g **–.50**



MIGROS

GENOSSENSCHAFT

Bei den Tuberkulose-Fürsorgerinnen Brig-Mörel-Goms

Eine große Arbeit haben 1946 die Fürsorgerinnen der Bezirke Brig-Mörel-Goms in pflichtgetreuer und aufopfernder Tätigkeit geleistet. Durch Vermittlung der Sektion wurden 47 Patienten in Sanatorien, Spitälern und Preventorien versorgt und auch finanziell bei ihren Kuren unterstützt. Am Tag der Kranken gedachte die Sektion ihrer Sanatorium- und Spitalpatienten durch Verabreichung eines bescheidenen Liebespaketes, das ihnen durch die Fürsorgerinnen überreicht wurde. — Von der Fürsorge wurden — laut Aufruf für eine Hausammlung — 363 Fälle betreut, überwacht und beraten. Im Frühling 1946 wurde in Brig die Fürsorgestelle neu eingerichtet und mit einem modernen Durchleuchtungsapparat versehen. Durch den Fürsorgearzt wurden daselbst 975 Personen durchleuchtet, kontrolliert und beraten. Die Fürsorgerinnen haben 508 Hausbesuche gemacht und 600 Konsultationen erteilt. — Fürwahr, ein edles Liebeswerk seitens der Fürsorgerinnen! r.

Kleine Rundschau

Eine liebenswürdige Frau

In ihrem Vermächtnis wünschte Frau Chatelandt in Bentaux (Montreux), daß die Tramangestellten des Vevey-Montreux-Villeneuve-Tram ein bescheidenes Andenken erhalten, denn „sie zeigten während der vielen Jahre, da sie das Tram benützte, so viel Höflichkeit und Entgegenkommen, daß es natürlich sei, ihnen einmal einen besten Dank zu sagen". So konnte denn die Direktion der Société électrique Vevey-Montreux jedem Tramführer, -Kontrolleur und -Inspektor 20 Fr. übergeben. Es ist dies ein Beweis der Güte dieser Frau und ein Beweis der Höflichkeit dieser Beamten. r.

Holland

In Amsterdam wird vom 24. bis 30. Juni 1947 der fünfte Kongreß des Internationalen Vereins weiblicher Aerzte abgehalten werden. Es ist der 1. große Internationale Kongreß in den Niederlanden nach der Befreiung. Ein staatliches Propagandakomitee, ebenso ein staatliches Empfangskomitee und ein Ehrenkomitee haben sich gebildet, die Königin ist Protektorin. Vorsitzende des Vereins und des Kongresses ist Miß Marjindale C. B. E. M. D., welche in der berühmten Aerztestraße in London ihre Praxis ausübt.

W. W. F.-D.

Richtigstellung

Im Schweizer Frauenblatt vom 16. Mai 1947 ist eine mit Cf signierte Notiz über die Wanderausstellung „Pflege des Familienlebens", indem steht, die Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia" habe dem Vortragsdienst der Schweizerfrauen den Auftrag gegeben, die Ausstellung zu organisieren. Das stimmt insofern nicht, als die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft die Durchführung der Ausstellung übernommen hat, und mich persönlich damit beauftragt hat (was nicht identisch ist mit dem Vortragsdienst der Schweizerfrauen, dessen Sekretariat ich ebenfalls betreue). Finanziert ist die Ausstellung von Pro Helvetia und der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Die Anregung für diese Ausstellung ging von Pro Helvetia aus, die seinerzeit den Auftrag gab, einen Plan und Budgetberechnung zu machen. Als die Durchführung beschlossen war, übernahm die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft die Organisation in deren Auftrag Frau Zahner die Ausstellung leitet. Da die Ausstellung in der ganzen Schweiz herumkommt (sie wird zurzeit bereits das 13. Mal gezeigt) ist es wichtig, daß keine Verwirrung entsteht.

Veranstaltungen

Kantonales Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht

Zur Finanzierung der Propaganda für die im November 1947 stattfindende Abstimmung über das Frauenstimmrecht, veranstaltet das kantonale Aktionskomitee

Samstag, den 14. Juni 1947, abends 20.00 Uhr

Einen bunten Abend mit Bazar

in den „Kaufleuten", Pelikanstr. 18, Zürich.
Eintritt Fr. 3.—.

Emil Hegetschweiler hat seine Mitwirkung zugesagt, ein Kinderballett und vieles andere bürgen für einen sehr vergnügten Abend, zu dem wir Sie freundlich einladen.

Für den Bazar bitten wir Sie höflich Gaben bis 4. Juni:

Zürich: An Frau Freymond, Susenbergstr. 185, Zürich;

Winterthur: In der Frauenzentrale, Metzggasse 2, Winterthur,

abgeben zu wollen. Daselbst werden auch Anmeldungen für den bunten Abend entgegengenommen zur Bestellung eines Kollektivbilletts. Bitte gewünschten Nachmittags- oder Abendzug angeben.

Auch Geldgaben werden mit herzlichem Dank angenommen und auf Postcheckkonto VIII b 2157 erbeten.

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26, Montag, 2. Juni, 17 Uhr: Literarische Sektion. „The situation of the writer to-day". Vortrag von Margaret Storm-Jameson von Ilkley Yorkshire, Gast des Penclub Zürich (Internationaler Kongreß). Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Frauenstimmrechtsverein, Dienstag, den 3. Juni 1947, 20 Uhr, im großen Saal des „Daheim": Mitgliederversammlung. Frau Dr. A. Leuch, Lausanne, und Frau Dr. M. Schwarz-Gagg, Bern, werden über die Wirtschaftsartikel (Abstimmung 6. Juli) sprechen. Vorgesehen sind auch: 1. Wahl der Delegierten für die G.-V. des Verbandes, und 2. Berichte über die Hauptversammlung des Bern. Frauenbundes, Wochenendkurs Herzberg und eventl. Jugendparlament.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, den 2. Juni, wendet sich die Sendung um 14 Uhr mit „Unbeschwertes — Wissenswertes — Gerngehörtes" an die Frau daheim. Um 16 Uhr wird das kleine Radiomagazin „Von Frau zu Frau — von Land zu Land" überraschen. Eine besondere Aufmerksamkeit strahlt Studio Basel Mittwoch um 16 Uhr aus: „Wir wiederholen für Sie, liebe Hörerin: Vom goldenen Ueberfluß". „Wie wird Bakelit behandelt? — Picknickvorschläge — das neue Rezept — Fragen Sie — wir antworten"; solche kleinen Geheimnisse werden unter dem Motto „Notiers und Probiers" Donnerstag um 14 Uhr ausgeplaudert. Dr. jur. Max Heß und Werner Schmid teilen sich Freitag um 14 Uhr in die Aufgabe orientierender Vorträge über die Frau im öffentlichen Leben.

Redaktion

Frau Cl. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

1. Juni 1947, vormittags 11 Uhr

Wiedereröffnung

des Alkoholfreien Restaurants

Freya

Freyastrasse 20
beim Bahnhof Wiedikon

Mittag- u. Abendverpflegung zu Fr. 2.—/2.60

Zürcher Frauenverein
für alkoholfreie Wirtschaften

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

Dampfkochtopf „Securo"

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Zum Salat

OBST-ESSIG

verwenden, er ist naturrein, mild und billiger als Wein-Essig

Mosterei Zweifel & Co.
Zürich-Höngg
Tel. 56 77 70

Zweifel-Obstessig ist erhältlich in den Filialen des LVZ., Konsumverein Zürich, Konsum Denner, Konsum Baer-Pfister, Kaufhausgenossenschaften und in Spezereiwarenhandlungen.

Marnba
SCHAUMBÄDER

für die rationelle Schönheitspflege verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Hygienischer wohnen durch
Spezial-„Usebutzete" gegen Bakterien

Die Grippe-, Erkältungs-, Influenza- und Rheuma-Welle hat Bakterienherde auf den Böden hinterlassen. Diese gefährlichen Bakterien harren der Vernichtung mit Proplan-Bodenwichse, der **einzigen Bodenwichse,** welche Bakterien abtötet, Leidende und Empfindliche beruhigt, bessere Hygiene schafft und jeder «Usebutzete» volle Wirkung gibt. Mit Proplan-Bodenwichse verwandelt sich die «Usebutzete» in einen absolut notwendigen Vorgang der Bakterienvernichtung. Dies zu wissen beruhigt. Je mehr Staub, um so mehr Bakterien, um so notwendiger Proplan. Vorteile: Hochglanz, Bakterienvernichtung, angenehmer Geruch (kein Parfüm), ausgiebig, billig. **Heute noch kaufen.**

½ **Kilo Fr. 2.65** Kilo Fr. 4.70 inkl. W.-St. 8% Rabatt. Kesseli à 5, 10, 20 u. 50 Kilo à Fr. 3.90 netto per Kilo.

PROPLAN

Edelwachs-Bodenwichse
tötet Bakterien

Amtlich geprüft

Konsum Denner, Baer-Pfister Kaufhaus-Genossenschaft, in allen Konsumverein-Filialen, Lebensmittelgeschäften sowie in allen besseren Drogerien

Wo nicht erhältlich, wende man sich an den Proplan-Vertrieb, Militärstr. 100, Zürich, Tel. 25 65 35. - Großabnehmer Spezialpreise.

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Daheim Bern Zeughausgasse 13

Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Ernst

„Guets Brot"

„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72